

Rheingauer Bote.

Rüdesheimer Zeitung.



Organ für Rüdesheim u. Umgegend.

Gegründet 1877.

38. Jahrgang.

№ 140.

Erscheint wöchentlich dreimal und kostet vierteljährlich Mk. 1.20 ohne und Mk. 1.40 mit illust. Sonntagsblatt. Auswärts mit betr. Postaufschlag. Telefon Nr. 295.

Rüdesheim a. Rh.
Freitag, den 27. November.

Inserationsgebühr: die viergespaltene Beizeile für Rüdesheim 10 Pfg., für auswärts 15 Pfg.; bei mehrmaliger Einrückung entsprechender Rabatt. Druck u. Verlag von A. Meier in Rüdesheim.

1914.

Hierzu Sonntagsbeilage Nr. 48.

Der Krieg.

Der deutsche Generalstab meldet:

40 000 Russen gefangen und viel Kriegsmaterial erbeutet.

wb Großes Hauptquartier, 26. Nov. (Amtl.) Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert.

In der Gegend von St. Hilaire-Souain wurde ein mit starken Kräften angelegter, aber schwach durchgeführter französischer Angriff unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen.

Bei Apremont machten wir Fortschritte.

In Ostpreußen ist die Lage nicht verändert. In den Kämpfen (der Truppen des Generals v. Mackensen) bei Lodz und Lowicz haben die russischen erste und zweite Armee und Teile der fünften Armee schwere Verluste erlitten. Außer vielen Toten und Verwundeten haben die Russen nicht weniger als etwa 40 000 unverwundete Gefangene verloren; 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre sind von uns erbeutet worden. 30 Geschütze sind unbrauchbar gemacht worden.

Auch in diesen Kämpfen haben sich Teile unserer jungen Truppen trotz großer Opfer auf das glänzendste bewährt.

Wenn es ungeachtet solcher Erfolge noch nicht gelungen ist, die Entscheidung zu erkämpfen, so liegt das an dem Eingreifen weiterer starker Kräfte des Feindes von Osten und Süden her. Ihre Angriffe wurden gestern überall abgewiesen. Der Ausgang der Kämpfe steht noch aus.

Abermals ein böser englischer Flottenverlust.

wb London, 26. Nov. (Amtl.) In der gestrigen Sitzung des Unterhauses teilte der Marineminister Churchill mit, daß das Linienschiff „Dulward“ am 25. November morgens in Chernih in die Luft geflogen sei. Zwischen 700 und 800 Mann sind umgekommen und 12 wurden gerettet. Die anwesenden Admirale berichteten sie seien überzeugt, daß die Ursache eine innere Explosion des Magazins war und keine Erschütterung des Wassers erfolgte. Das Schiff sank in 3 Minuten und war verschwunden als sich die dichten Rauchwolken verzogen hatten. Die Explosion war so stark, daß die Gebäude von Chernih bis auf die Fundamente erzitterten und wurde mehrere Meilen weit vernommen.

Das Linienschiff „Dulward“ stammte aus dem Jahre 1899, hatte 15 250 Tonnen Deplacement und 18 bis 19 Seemeilen Geschwindigkeit, vier 30,5 Ztm. Geschütze und 750 Mann Besatzung.

Die Beschickung von Soissons.

Bordeaux, 26. Nov. (Str. Fst.) Die Deutschen beschossen von den Duse-Höhen erneut Soissons.

Flüchtige französische Rekruten.

Amsterdam, 25. Nov. Die Einberufung des französischen Rekrutenjahrganges 1915 bedeutet nach zuverlässigen Meldungen einen großen Mißerfolg. Von den 150 000 Einberufenen haben sich nur 80 000 bei den Behörden gemeldet, der Rest soll mit seinen Angehörigen zum größten Teil ins Ausland geflohen sein.

Eine neue französische Felduniform.

wb London, 26. Nov. (Nichtamtlich.) Die „Times“ melden aus Calais vom 22. November: Durch Calais marschierten französische Truppen, die mit einer neuen Felduniform ausgerüstet waren. Die neue Uniform hat eine helle blaugraue Farbe, die in der grauen Winterlandschaft schwer sichtbar sein soll, sich jedoch so sehr von der deutschen Felduniform unterscheidet, daß Verwechslungen ausgeschlossen seien. Kappe, Rock und Hose besitzen die gleiche Farbe. Um die französischen Patrioten mit dem Verschwinden der historischen roten Hosen zu versöhnen, sind in das Blau rote Fäden eingewebt. Einige ältere Truppen, die neu ausgerüstet werden mußten, sind mit dieser Uniform ausgestattet.

Die Bundesgenossen.

Der „Mannheimer Generalanzeiger“ veröffentlicht folgende ihm zugegangene Feldpostkarte:

19. November 1914.

Heute drückten sich unsere Leute von der 11. Kompanie mit den Franzosen die Hände. Wir liegen nämlich an einer Stelle den Franzosen 30 Meter gegenüber. Da wird öfters beiderseits gerufen. Jetzt rief ein Franzose, daß wir sollen aufhören zu schießen, wir sollen gemeinsam drei tote Deutsche beerdigen, die dazwischen liegen. Wir hörten auf zu schießen. 8-10 Franzosen und ein französischer Offizier legten die Waffen ab und von uns ebenso.

Man reichte sich die Hand, begrub die Toten gemeinsam, tauschte Zigarren, Zigaretten und Zeitungen, sprach, und da sagten die Franzosen, wir sollten nicht mehr schießen, sie schießen auch nicht mehr. Aber auf die Engländer sollen wir feste drauf gehen. Man reichte sich die Hände, hob die Waffen auf und kroch wieder in den Graben. Frieden mitten im Krieg.

Die Zustände in Paris.

Die „Frankf. Ztg.“ erhält folgende Nachrichten über die Zustände in Paris:

Viele große und kleine Geschäfte sind geschlossen, da die Arbeiterinnen und Verkäuferinnen in den Spitälern beschäftigt sind. In Rue de la Paix ist kaum ein einziges Magazin offen. Der Personenverkehr auf den Straßen hat sich verringert. Die Privatautos sind fast gänzlich verschwunden und die Autobusse fehlen seit langem. Als ein Zeichen der Zeit mag die Erscheinung merkwürdig sein, daß kein einziges der großen Warenhäuser Kataloge versendet. Der Gesundheitszustand in Paris läßt zu wünschen übrig und besonders groß sind die Opfer, die der Typhus fordert.

Die niederen Verwaltungsbeamten des Seine-Departements beschwerten sich bitter über die Streichung der für Ueberstundenarbeit bisher stets besonders bezahlten Vergütungen. Diese betragen 20 bis 25 Prozent des regulären Einkommens. Die Beamten sind erbittert, weil die Vorsteher und die Stellvertreter der Büros nach wie vor ihre besonderen Vergütungen beziehen. Allerdings

können diese letzteren Gratifikationen nur auf Grund eines Beschlusses gestrichen werden, der von der Öffentlichkeit kontrolliert wird. Man sieht an diesem Beispiele, welche Ebbe in den Rassen der inneren Verwaltung besteht, natürlich müssen im Lande der „bürgerlichen Gleichheit“ die wirtschaftlich Schwachen in erster Linie bei Ersparnissen verhalten.

Die Schweiz gegen feindliche Flieger.

wb München, 26. Nov. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ erhalten folgendes Privattelegramm aus Bern: Da im Falle einer Neutralitätsverletzung durch Frankreich und England von Seiten Deutschlands eine längere Achtung der Schweizer Neutralität der Belforter Grenze nicht erwartet werden kann, so hat der Bundesrat die Verfügung erlassen, jeden Flieger der Kriegführenden über Schweizer Gebiet sofort ohne besonderen Befehl der höheren Armeeinstellen herunterzuschießen. Gleichzeitig ist gegen die in Betracht kommenden Schutzkommandos eine strenge Untersuchung eingeleitet worden, um festzustellen, ob die fremden Flieger an der Grenze rechtzeitig gesichtet worden seien.

Der englische Flieger

von Friedrichshafen.

Amsterdam, 25. Nov. (Str. Fst.) Featherstons-Brigge, der englische Offizier, der bei seinem Versuch, die Zeppelinwerft in Friedrichshafen in die Luft zu sprengen, in deutsche Hände gefallen ist, ist nach den englischen Blättern ein Flieger, der die Fliegkunst auf wissenschaftliche Weise ausführte und zahlreiche wichtige Beobachtungen gemacht hat. Im vergangenen Winter hat er den englischen Höhenrekord von 15 000 Fuß errungen. Seit Beginn des Krieges ist er in Belgien und Frankreich geflogen und hat sich dort außerordentlich nützlich gemacht. Mehrere Male ist er mit knapper Not dem Tode entgangen. Es scheint, daß der deutsche Offizier in Friedrichshafen der Brigge gefangen nahm, nach England telegraphiert hat, daß der Flieger nicht ernstlich verwundet sei.

Mißerfolg der englischen Rekrutierung.

Berlin, 24. Nov. Der „Berl. B.-Anz.“ meldet aus Rotterdam: Nach einer Meldung aus London bezeichnet die „Times“ die am Samstag in London und in den Provinzen unternommenen Versuche, die den Fußballwettkämpfen beiwohnenden jungen Leute zum Heeresdienst zu bewegen, als vollständig mißlungen. Trotz der Ansprache eines Parlamentsmitgliedes auf dem Fußballfeld in Orléans soll sich nicht einziger junger Mann gemeldet haben.

667 000 Mann Verlust der Franzosen.

Bern, 25. Nov. (Str. Bln.) Die Verluste, die die Franzosen in diesem Krieg bis zum 1. November zu verzeichnen haben, betragen nach zuverlässiger Mitteilung: 130 000 Tote, 370 000 Verwundete und 167 000 Gefangene.

Ueber 1 Million russische Verluste.

(Str. Bln.) Nach indirekten Meldungen betragen die Verluste der Russen bis 1. November 327 000 Tote, 575 000 Verwundete und 232 000 Gefangene.

Die Menschenverluste der englischen Marine.

London, 26. Nov. (Str. Fst.) Reuter meldet: Die britische Admiralität hat gestern Abend eine Liste der Verluste veröffentlicht, die die Marine seit Beginn des Krieges erlitten hat: Offiziere 220 getötet, 37 verwundet, 57 vermisst oder gefangengenommen; Mannschaften 4107 ge-

tötet, 436 verwundet, 2492 vermisst oder gefangen-genommen.

(Die in Holland internierten und in Belgien gefangenen Truppen sind sicherlich nicht mit einbe-griffen. Die Verlustziffern betreffen ohne Frage nur Schiffsbesatzungen.)

Das Gefecht der „Emden“ mit dem Kreuzer „Sidney“.

wb Berlin, 26. Nov. (Nichtamtlich.) Von dem Kommandanten S. M. Schiff „Emden“, Fregattenkapitän v. Müller, ist nachstehender tele-graphischer Bericht über das Gefecht über S. M. Schiff „Emden“ mit dem englischen Kreuzer „Sidney“ bei den Kokosinseln eingetroffen:

Der englische Kreuzer „Sidney“ näherte sich den Kokosinseln mit hoher Fahrt, als dort gerade eine von S. M. Schiff „Emden“ ausgehüllte Landungsabteilung das Kabel zerstörte. Das Gefecht zwischen den beiden Kreuzern begann so-fort. Unser Schießen war zuerst gut; aber binnen kurzem begann das Feuer der schweren englischen Geschütze, wodurch schwere Verluste in unseren Geschützbedienungen eintraten. Die Munition ging zu Ende, und die Geschütze mußten das Feuer einstellen. Trotzdem die Ruderanlage durch das feindliche Feuer beschädigt war, wurde der Ver-such gemacht, auf Torpedoschußweite an die „Sid-ney“ heranzukommen. Dieser Versuch mißglückte, da die Schornsteine zerstört waren und insolge- dessen die Geschwindigkeit der „Emden“ stark herabgesetzt war. Das Schiff wurde deshalb in voller Fahrt an der Nord-(Luv-)Seite der Ko-kosinseln auf ein Riff gesetzt.

Inzwischen war es der Landungsabteilung ge-lungen, auf einem Schoner von der Insel zu entkommen. Der englische Kreuzer nahm die Ver-folgung auf, kehrte aber am Nachmittag wieder zurück und feuerte auf das Wrack S. M. Schiff „Emden“.

Um ein weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, kapituliert ich mit dem Rest der Be-satzung. Die Verluste S. M. Schiff „Emden“ betragen: 6 Offiziere, 4 Deckoffiziere, 26 Unter-offiziere und 93 Mann gefallen; 1 Unteroffizier, 7 Mann schwer verwundet.

Der österreichisch-ungarische Generalstab meldet:

29 000 Russen gefangen.

wb Wien, 25. Nov. Amtlich wird ver-lautbart: 25. November:

Das gewaltige Ringen in Russisch-Polen dauert fort. Bisher machten unsere Truppen in dieser Schlacht 29 000 Gefangene und erbeuteten 49 Maschinengewehre, sowie viel sonstiges Kriegs-material.

wb Wien, 26. Nov. Amtlich wird verlaut-bart: 26. Nov. mittags:

Die Schlacht in Russisch-Polen hat an einem großen Teil der Front den Charakter eines stehenden Kampfes angenommen. In Westgalizien mehrten unsere Truppen die über den unteren Dunajec vorgebrungenen russischen Kräfte ab. Auch die Kämpfe in den Karpathen dauern fort.

Der stellvertretende Chef des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

In den Karpathen.

Budapest, 25. Nov. (Str. Bln.) Nach einer hier eingetroffenen Meldung sind die österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen in die Offensive getreten und haben einen Flügel der dort eingedrungenen Russen eine empfindliche Nieder-lage beigebracht. Die Russen traten einen flucht-artigen Rückzug an. An einer anderen Stelle ließen sie 500 Tote zurück. Das Zurückweichen war nur eine den Russen gestellte Falle. Die auf den ungarischen Bergen aufgestellte Artillerie beschloß die eindringenden Russen von zwei Seiten, worauf ein Bajonettangriff erfolgte. Die Russen ließen viele Tote und Verwundete zurück. Ge-fangene erzählen, daß die Russen in Galizien schon alle Reserven aufgebraucht haben. An den Kämpfen waren sibirische Truppen beteiligt.

In Serbien die Kolubara-Niederung überschritten.

wb Wien, 25. Nov. Vom südlichen Kriegs-schauplatz wird amtlich gemeldet: 25. November:
Unsere Truppen haben unter schweren Kämpfen die verumpfte Kolubara-Niederung überschritten und bereits überall im Angriffe auf die östlichen Höhen Raum gewonnen. Mehrere heftige Gegen-angriffe der feindlichen Reserven wurden unter

großen Verlusten des Gegners abgewiesen. Zahl-reiche Gefangene und Ueberläufer.

Südöstlich Baljemo haben unsere Truppen die schneebedeckten Rämme des Maljen und Suvo-bor kämpfend überschritten. Dort wurden gestern neuerdings 10 Offiziere und über 300 Mann gefan-gen genommen und drei Maschinengewehre erbeutet.

Das Zentrum der Serben erstürmt.

wb Wien, 26. Nov. Vom südlichen Kriegs-schauplatz wird amtlich unter dem 26. November gemeldet:

In den Kämpfen an der Kolubara ist seit gestern ein wesentlicher Fortschritt zu verzeichnen. Das Zentrum der feindlichen Front wurde in einer starken Stellung bei Lazarevatsch von den durch ihren Glanz rühmlichst bekannten Regimentern 11, 73, 102 erstürmt. Hierbei wurden 8 Offiziere und 1200 Mann gefangen genommen und drei Geschütze, vier Munitionswagen und drei Ma-schinengewehre erbeutet. Auch südlich des Ortes Ljig gelang es, die östlich des gleichnamigen Flusses gelegenen Höhen zu nehmen und 300 Gefangene zumachen. Die von Baljemo südwärts vorgerückten Kolonnen stehen vor Kosjerici.

Der polnische Feldzug.

wb Wien, 26. Nov. (Nichtamtlich.) In Be-sprechung der gestrigen Mitteilungen der obersten Heeresleitungen der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen heben die Blätter übereinstimmend hervor, daß, obwohl eine endgültige Entscheidung in der Riesenschlacht in Russisch-Polen bisher nicht erzielt sei, aus den Berichten doch mit unzweifelhafter Sicherheit hervorgehe, daß die Verbündeten trotz der von russischer Seite neuerlich herangezogenen Verstärkungen und trotz der außerordentlichen Zähigkeit des Gegners fort-gesetzt Erfolge aufweisen, die für den Enderfolg von entscheidender Bedeutung sein dürften. Wenn sich diese Erfolge auch angesichts der lakonischen Kürze der offiziellen Mitteilungen noch nicht über-sehen ließen, so gestatteten sie doch die Annahme, daß der Höhepunkt des gewaltigen Ringens über-schritten sein dürfte. Die außerordentlich hohe Ziffer der von den verbündeten Truppen gemachten Gefangenen bedeutete nicht nur den Beweis der taktischen Ueberlegenheit der Verbündeten, sondern auch den hoch genug anzuschlagenden Erfolg hin-sichtlich der fortschreitenden Ausgleichung der Ueber-legenheit des Gegners.

Der Krieg im Orient.

Das Vorrücken der Türken.

Konstantinopel, 26. Nov. (Str. Fkft.) Der Oberkommandierende des türkischen Heeres, Enver Pascha und der Marineminister Dschemal Pascha sind zu den gegen Ägypten operierenden Truppen abgereist.

Rom, 26. Nov. (Str. Fkft.) Nachrichten aus Kairo besagen, die Engländer sperren die Kara-wanenstrasse aus der Syrenaika nach Ägypten mit Schanzgräben. Die türkische Armee unter Jzzet Pascha, 66 000 Mann und 10 000 Bedu-inen mit 5000 Kamelen rücken auf der Bahnstrecke nach Mekka auf Man vor, 80 Kilometer von der Grenze. Die Sennassen bauten eine Feldbahn nach der Dase el Rafk, 100 Kilometer vom Kanal. Die Engländer verfügen über 50 000 Mann außer den Garnisons- und Sicherheits-Truppen.

Rom, 25. Nov. (Str. Bln.) Die hiesige türkische Botschaft teilt mit, daß die aus mehreren hundert Kamelreitern bestehende ägyptische Avant-garde am Suezkanal zu den Türken überge-gangen sei.

Die Verteidigung des Suezkanals.

wb Konstantinopel, 24. Nov. (Nichtamtlich.) Dem „Tanin“ zufolge können die Engländer den Suezkanal nur schwer verteidigen und treffen sieberhafte Verteidigungsmaßnahmen. Sie ließen aus England Panzertürme kommen, stellten vor dem Kanal mehrere Kriegsschiffe auf und er-richteten vor dem Kanal Verschanzungen aus Eisenbahnwagen, Sandsäcken und Stacheldraht.

Der Hafen von Archangelsk vereist.

Köln, 25. Nov. (Str. Fkft.) Der „Köln. Btg.“ zufolge dürfte in diesen Tagen Rußland von der übrigen Welt abgeschnitten werden. In Archangelsk, dem einzigen Ausfahrhafen seit der Berherrschung der Ostsee durch die Deutschen und der Schließung der Dardanellen durch die Türkei, ist heftige Kälte eingetreten, sodaß selbst die stärksten Eisbrecher das Fahrwasser nicht offen

zu halten vermögen. Viele Dampfer dürfen bei dem starken Verkehr in Archangelsk eingeschlossen werden. England hat über Archangelsk namentlich Getreide, Holz und Eier bezogen und für sein 44 Millionen-Volk einen erheblichen Teil seines Bedarfs am weißen Meere gedeckt. Für Rußland war dieser Warenabfuhr eine Lebensfrage. Mit der Sperrung von Archangelsk hört der Warenverkauf Rußlands nach dem Auslande auf, da die Aus-fuhr über Wladiwostok und nach Kjachta für das europäische Gebiet nicht in Frage kommt und zudem Wladiwostok 4 Monate durch Eis gesperrt ist.

Die Helden von Tsingtau.

wb Berlin, 25. Nov. (Nichtamtlich.) Nach den bisher vorliegenden Nachrichten beträgt die Zahl der beim Falle Tsingtau Gefangenen etwa 4250 einschließlich 600 Verwundete. Die Zahl der Gefallenen soll etwa 170 betragen, darunter 6 Offiziere. Vom österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ sind ein Leutnant und acht Mann verwundet, acht Mann tot. — Die Behandlung der Gefangenen in Japan soll gut sein. Die japanische Regierung hat die baldige Ueberlieferung namentlicher Listen der Toten, Verwundeten und Gefangenen in Aussicht gestellt.

Portugal vor der Kriegserklärung.

Das Neutische Bureau meldet aus Lissabon vom 24. November: Nachdem der Ministerpräsident vor den Abgeordneten und Senatoren eine Er-klärung abgegeben hatte, nahm der Kongress ein-stimmig einen Beschlus an, durch welchen die Regierung ermächtigt wird, auf Grund des Bündnisses mit England in dem gegenwärtigen internationalen Konflikt in einer Weise zu inter-venieren, welche ihr als die geeignetste erscheint. Die Regierung wird danach ermächtigt, die hier-zu erforderlichen Maßregeln zu ergreifen. — Nach Mitteilungen der Presse wird ein Erlass, durch welchen eine teilweise Mobilisierung verfügt wird, morgen oder übermorgen erscheinen, zugleich wird der Kriegsminister einen Aufruf an das Land richten.

Belgien kriegsmüde?

Schon einmal hieß es in diesem Kriege, eine der gegen uns verbündeten Mächte sei kampfes-müde und habe im deutschen Hauptquartier durch eine neutrale Macht wegen der Friedensbeding-ungen sondieren lassen. Es war das um die Zeit, als unsere Heere an der Marne standen und ihr scharf zurückgebogener rechter Flügel auf der Linie Neaug-Montmirail fast unmittelbar die franzö-sische Hauptstadt zu bedrohen schien. Wir haben aber guten Grund zu der Annahme, daß diese Annahme weit weniger aus der Lust gegriffen war, als vermutlich die jetzige Meldung über die belgische Friedensbereitschaft. Nicht, daß ein Zweifel an dem starken und aufrichtigen Kriegs-überdruß Alberts I. erlaubt wäre. Wohl aber muß als ausgeschlossen gelten, daß die in Havre weilende Regierung Belgiens die grenzenlose Rai-vetät besessen haben sollte, beim jetzigen Stande der Dinge uns die Frage nach den Bedingungen eines deutsch-belgischen Sonderfriedens vorlegen zu lassen. Diese Gelegenheit ist endgültig ver-paßt, nachdem dem Erben Leopolds des Zweiten zweimal die Möglichkeit geboten war, sich auf die luxemburgische Art aus der Affaire zu ziehen, trotzdem unserm Auswärtigen Amt, wenn wir die dokumentarischen Beweise dafür auch erst in den Geheimarchiven von Brüssel entdeckten, längst be-kannt war, daß Belgien bereits seit 1906 seine eigene Neutralität verraten hatte, indem es schon damals ein gegen Deutschland gemeinsames Vor-gehen mit England und Frankreich vertraglich festlegte.

Sollte Belgien aber auch nur indirekt und unverbindlich eine derartige Zumutung an Deutsch-land gerichtet haben, so ist diese ohne Zweifel zu-nächst schon aus den folgenden, beiden Gründen von der Schwelle abgewiesen worden. Erstens wäre unsere Regierung in ähnlicher Verlegenheit, wie Bismarck 1871 gegenüber der zusammengebrochenen Regierungsgewalt Frankreichs. Welche belgischen Faktoren verbürgen die Abmachungen des Friedens? In dem bis auf seine Nordwest-ecke völlig eroberten Lande besteht keine rechtmäßige oder tatsächliche Gewalt, als die des deutschen Gene-ralgouverneurs von der Goltz. Die Kammern, ohne deren verfassungsmäßige Genehmigung kein Friedensvertrag gültig wäre, können nicht zu-sammengerufen werden, ohne daß wir den bel-gischen Volksinstinkt neu entseelten, dessen ver-brecherische Neigungen unsere braven Truppen ge-spürt haben. Kann andererseits die außer Landes, in dem französischen Hafen Le Havre befindliche

und deshalb in Wahrheit garnicht mehr souveräne Regierung Alberts des Ersten irgendwelche Sicherheiten bieten? Endlich würde die Weltgeschichte u. S. zum ersten Male den Fall verzeichnen, daß der Eroberer sich mit der früheren Regierung eines Landes, von dem er morgen auch den letzten Stein an sich gebracht hat, noch auf Verhandlungen oder gar — Bedingungen einläßt!

Das Bedürfnis Alberts des Ersten nach einer „direkten Verständigung“ mit Deutschland sieht außerdem auch deshalb merkwürdig aus, weil es seine eigentliche Ursache in „sehr ernststen Differenzen“ zwischen England und Belgien haben soll. Es soll jeder persönliche Verkehr zwischen dem belgischen König und der britischen Heeresleitung aufgehört haben, und England gleichwohl bemüht sein, ein belgisch-deutsches Sonderabkommen „unter allen Umständen“ zu hintertreiben. Das mag alles zutreffen, der „König ohne Land“ sollte sich dann aber doch an seine bisherigen Freunde halten, wenn sie ihn auch elend hineinlegten, nicht aber an uns, die er kalten Blutes verriet.

Albert I. hat nach amtlichem Ausweis noch soeben von England drei Millionen Pfund „Vorschuss“ genommen, obgleich er wohl in Verlegenheit geriete, wenn er angeben sollte, worauf er sich eigentlich noch Vorschüsse geben läßt oder wer dieses Geld verbürgt und zurückzahlen soll. Und in eben diesem Augenblick heißt es, daß die furchtbaren Offizierverluste des (doch wohl fast ausgeriebenen) belgischen Heeres durch Heranziehung französischer Offiziere ergänzt werden sollen. König Albert scheint also trotz seines unwiderstehlichen Strebens nach Frieden nicht die üblichen zwei, sondern drei Eisen im Feuer zu haben: von England bezieht er „Subsidien“, welche ohne eine englische Bindung für die Zukunft nicht bewilligt worden wären; von Frankreich nimmt er Offiziere und von Deutschland wünscht er Friedensbedingungen, d. h. doch wohl die Zurückgabe des Landes, von dem ihm nächster Tage kein Dorf mehr gehören wird. Eine beneidenswerte — Unbefangenheit, welche nur eine Antwort erhalten würde, wollte man z. B. das deutsche Volk fragen. Eduard Bernstein, der sozialdemokratische Führer, hat jüngst — von seinem Standpunkte — darüber geklagt, weithin bis in die Arbeiterkreise fordere man, daß Deutschland das Gebiet des verräterischen Belgiens nie und unter keinen Umständen mehr herausgeben dürfe. Also soll König Albert I. sich darüber klar sein, daß seine Kriegsmüdigkeit uns nicht rührt, und daß der deutsch-belgische Sonderfrieden von uns — diktiert werden wird, sobald wir die Zeit für gekommen erachten!

Frankfurt-Main, 26. Nov. Von dem Ausweisungsbefehl werden hier etwa 2300 Personen betroffen. Eine kleine Anzahl Ausländer konnten Bürgen stellen und darf vorläufig in der Stadt verbleiben.

Rotterdam, 25. Nov. (Str. Bln.) Dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ wird aus Ostburg über die Beschädigung des Hafens von Seebrücke noch gemeldet: Das Bombardement machte auf die Bevölkerung einen entsetzlichen Eindruck. Sie flüchteten in hellen Haufen nach Knoede oder landeinwärts. Viele suchten auch in den Kellern Schutz. Vernichtet sind das neugebaute Palasthotel, das Postgebäude und die Bricketfabrik. Außerdem wurden 17 Privathäuser, 2 Hotels eine Mühle und eine Kirche von Granaten getroffen. Heftig ist nicht beschädigt worden. In Seebrücke wurden 17 Soldaten getötet.

Paris, 26. Nov. (Str. Fst.) Präsident Poincaré ist in Begleitung des Ministerpräsidenten Viviani und des Senatspräsidenten Dubost in Paris eingetroffen.

Bermischte Nachrichten.

* **Rüdesheim, 27. Nov.** Es besteht vielfach die Auffassung, daß diejenigen jungen Leute, die sich freiwillig der militärischen Vorbereitung der Jugend unterwerfen, alsbald oder wenigstens zuerst zur Fahre eingezogen würden. Diese Annahme ist vollständig irrig. — Nach den Maßgebenden Bestimmungen dürfen die Ersatztruppenteile nur die gesamten in Frage kommenden Jahrgänge einberufen. Zu eine Ausnahme von dieser Vorschrift würde es eines Reichsgesetzes bedürfen. Wir wünschen, daß diese Aufklärung dazu beitrage, diejenigen jungen Leute, die der militärischen Vorbereitung der Jugend noch fern stehen, derselben zuzuführen da doch die Mitwirkung in ihrem eigenen Interesse liegt.

— **Rheinberg (Rheinland), 26. Nov.** Die Firma G. Ueberberg-Albrecht in Rheinberg spen-

dete als Liebesgabe 100 000 Fläschchen ihres bekannten Bitterlikörs „Ueberberg-Boonekamp“. Derselbe hat bereits im Kriege 1870/71 vorzügliche Dienste geleistet, und dürfte auch jetzt den im Felde stehenden Truppen eine besonders willkommene Gabe sein.

wb **Frankfurt-Main, 24. Nov.** Die angekündigte Einsegnung eines vom stellvertretenden Generalkommando des 18. Armeekorps bestellten Kommissars auf die Stappenlinien des 18. Armeekorps hat zu dem erfreulichen Ergebnis geführt, daß auch hier neun für die 21. Reservedivision bestimmte Waggons, welche infolge Ueberlastung der Bahnlagen zurückgeblieben waren, aufgefunden wurden und dem von Frankfurt-Main abgegangenen Paketsonderzug angehängt werden konnten. Auf diese Weise wurden etwa 20 000 bei den immobilen Stappenkommandanturen in Frankfurt-Main und Darmstadt aufgegebene Pakete nachträglich den einzelnen Truppenteilen zugeführt. — Da die in der Weihnachtspaketwoche aufgegebenen Pakete in Sonderzügen zusammengestellt werden, die eine besondere Begleitung erhalten, darf mit Sicherheit erwartet werden, daß alle aus dem Bezirk des 18. Armeekorps entsandten Truppenteile rechtzeitig in den Besitz ihrer Weihnachtssendungen gelangen werden.

Berlin, 25. Nov. In einem längeren Rundschreiben gibt der preussische Landwirtschaftsminister den beteiligten Kreisen wertvolle Winke für die Gestaltung der kommenden Ernte. Er geht dabei von der Tatsache aus, daß wir in Deutschland mit Rücksicht auf die fehlende Ausfuhr über so reichliche Mengen Zucker verfügen, daß ein großer Teil der letzten Ernte bis zum nächsten Jahre übrig bleibt. Es kann mithin im nächsten Jahre die Anbaufläche für Rüben in Deutschland ohne Beeinträchtigung der dem heimischen Zuckerkonsum zur Verfügung stehenden Zuckermengen eingeschränkt werden. Infolgedessen wird ein sehr erheblicher Teil des bisher mit Rüben bepflanzten Areal für die Erzeugung anderer Früchte frei. Diese Fläche wird noch dadurch vergrößert, daß auch der Anbau von Zuckerrüben eine erhebliche Einschränkung erfahren wird. Für die Benutzung des zur Verfügung stehenden Bodens kommt in erster Linie der Anbau von Brotgetreide, in zweiter Linie der von Gerste und Hafer in Frage. Ganz besonders weist aber der Minister auf den Anbau von Erbsen hin. Die Armee hat einen großen Bedarf an diesen Hülsenfrüchten, sowohl für den direkten Bedarf als auch für die Herstellung von Konserven. Der Preis von Erbsen ist zur Zeit außerordentlich hoch, der Bestand gering. Es sollte deshalb im nächsten Jahre dem Anbau von Erbsen auch dort ein angemessenes Areal eingeräumt werden, wo bisher diese Frucht nicht angebaut worden ist. Bei der Knappheit des Samens empfiehlt es sich, für rechtzeitige Beschaffung des Saatgutes Sorge zu tragen. Ferner wird auf dem bisher für Rüben bestimmten Areal ein verstärkter Anbau von Kartoffeln in Betracht kommen, und namentlich wird man dem Anbau von Frühkartoffeln eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen, da in diesem Jahre eine Einfuhr von ausländischen Frühkartoffeln nur in geringem Maße stattfinden kann. Auch bei Kartoffeln empfiehlt der Landwirtschaftsminister, rechtzeitig für Deckung des Bedarfes an Saatgut Sorge zu tragen.

Die Kreuz-Pfennig-Sammlung des Roten Kreuzes.

So hoch erfreulich und gewaltig die bisherigen Opfer aller Schichten der Bevölkerung für die Fürsorge- und Liebestätigkeit des Roten Kreuzes waren, so außerordentlich ist die ständig zunehmende Größe der Anforderungen, die an die Gesamtorganisation des Roten Kreuzes gestellt werden. Begreiflicherweise wird und kann diesen unabsehbaren Ansprüchen gegenüber die Gebekraft nicht in gleich hohem Maße wie wir es erlebt haben, Folge leisten. Es muß vielmehr mit einem durch die Verhältnisse bedingten recht bedeutenden Nachlassen dieser oft bewundernswerten Gebekräfte gerechnet werden.

Um das Schwinden seines Selbstbestandes einigermaßen aufzuhalten, hat deshalb das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz in der richtigen Erkenntnis von der Wahrheit des Satzes, daß viele Wenig ein Viel bedeuten, unter dem Namen „Kreuz-Pfennig-Spende“ eine Sammlung im kleinen organisiert. Diese Pfennig-Spende hat an vielen Orten schon ganz überraschend hohe Ergebnisse gezeitigt und kommt auch jetzt im Regierungsbezirk Wiesbaden zur Einführung. Sie wird es jedem ermöglichen, sein Scherlein zur Unterstützung unserer Krieger

und ihrer Angehörigen beizutragen und mit ganz geringen Opfern eine Wohltätigkeit zu üben, die in ihrer Gesamtheit die Mittel des Roten Kreuzes um ebenso ansehnliche, wie dringend notwendige Beträge vermehren wird.

Die Verteilung der Marken, die in Heftchen und Einzelstücken zu 5 und 10 Pfennig in den Verkehr gelangen, erfolgt durch die Vorstände der Vereine, Verbände, Innungen usw., die in diesen Tagen entsprechende Anfragen an die einzelnen Geschäftsinhaber richten werden. Wir bitten die letzteren und ihre Angestellten, durch Uebernahme der kleinen Mühe des Verkaufs und recht eifriges Eintreten für einen flotten Absatz der Marken die Arbeit des Roten Kreuzes zu unterstützen. Es darf kein Geschäft, keinen Gasthof und keine Gelbumsatzgelegenheit irgend welcher Art geben, wo nicht unsere Marken vertrieben werden.

Die Gelbtausgebende Bevölkerung aber bitten wir, herzlich und dringend, die Kreuz-Pfennig-Marken nach Kräften zu ersehen und als Ehrensiegel überall zu verwenden, wo ihr Vorhandensein dem Spender und dem Empfänger Freude bereitet. Wenn alle bedenken, daß wir für unsere Verteidiger nicht Opfer genug bringen können, wird diese selbst auferlegte kleine Steuer auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens in dem Guten, das sie bezweckt und fördert, den Segen der Wohltätigkeit nicht minder tragen, denn die reichste Gabe.

Alle die Inhaber von Geschäften oder Restaurants, welche Verkaufsstellen von Kreuz-Pfennig-Marken einrichten wollen und durch ihre Organisation noch keine Aufforderung zur Beteiligung erhalten haben, können die Marken von dem Vorsitzenden des Bezirksausschusses für den Regierungsbezirk, Wiesbaden, Rathaus Zimmer 22, erhalten.

Gottesdienst-Ordnung.

Katholische Pfarrkirche zu Rüdesheim.

1. Adventssonntag. Beginn des neuen Kirchenjahres und der geschlossenen Zeit des Advents. Evangelium: Von den Zeichen des jüngsten Tages. Luc. 21, 25.—32. 6 Uhr Beichtstuhl, 1/27 Uhr Adventskommunion der Jünglinge und Generalkommunion der diesjährigen Erstkommunikanten, 7 Uhr Frühmesse, 1/29 Uhr Schulmesse, 1/310 Uhr Hochamt mit Predigt. Nachm. Christenlehre, 6 Uhr Allgemeine Betstunde coram Exposito für Vaterland und Heer. Diese Betstunde wird an den Wochentagen nicht mehr Abends um 8 Uhr sondern um 6 Uhr gehalten. Während der Adventszeit sind die Koratesegenmessen um 6 Uhr von welchen die erste und letzte stiftungsgemäß mit Umgang gehalten werden. Die zweite hl. Messe an den Wochentagen ist um 7 1/4 Uhr.

Montag 7 1/4 Uhr hl. Messe in der Schwefelkapelle.
Freitag 7 1/4 Uhr hl. Messe im St. Josephsstift.

Letzte Nachrichten.

Der deutsche Generalstab meldet:

wb **Großes Hauptquartier, 27. Nov. (Amtl.)**

Eine Belästigung der flandrischen Küste durch englische Schiffe fand auch gestern nicht statt.

Auf der Front des westlichen Kriegsschauplatzes sind keine wesentliche Veränderungen eingetreten. Nordwestlich Langemarck wurde eine Häuserreihe genommen und dabei eine Anzahl Gefangene gemacht. Im Argonnenwalde machten unsere Angriffe weitere Fortschritte. Französische Angriffe in der Gegend Apremont und östlich St. Mihiel wurde zurückgeschlagen.

Im Osten haben gestern keine entscheidende Kämpfe stattgefunden.

Redaktion: J. B.: E. Reibling.

Manoli
Zigaretten
Früh-
früh!

In Knaben-

Paletots, Pelerinen und Anzügen

elegante Neuheiten

Heine & Schott

Spezialhaus für Herren- u. Knaben-Kleidung.

Schöne
3-Zimmer-Wohnung
mit allem Zubehör an ruhige Leute
zu vermieten. Näheres Exp. ds. Bl.

Alte Metalle

wie Messing, Kupfer, Blei
sowie Staniol u. Weinforken
kauft zu den höchsten Tagespreisen.



Eigenes Fuhrwerk.

Karl Stumpf
Althändler
Geisenheim a. Rh.
Taunusstr. 8.

Postkarte germt.

Bestellungen auf
Ia. Weinbergswiden
nimmt entgegen
Frau Ph. Becker.

Spiellkarten
empfiehlt A. Meier

Detaillisten-Verein Bingen a. Rh.

An den Sonntagen vor Weihnachten
sind unsere Geschäfte
von 11 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends
geöffnet.

Der Vorstand des Detaillisten-Verein.

Kriegs-Westen

wasserdicht

von Mark 4.50 an

empfehlen

Heine & Schott

Bingen.

Moderne Oefen

in großer Auswahl.

Petroleumöfen, Kesselöfen, Herde,
Ofenschirme, Kohlenkasten. ∴

Waschmaschinen, Mang- und ∴

Bringmaschine. ∴

Küchenlampen, Leiterwagen ∴

Globets, Revolver u. Munition.

empfiehlt

Karl Rothschild, Rudesheim

Eisenwarenhandlung.

Telefon 281.

Ein Badtag der Frauen u. Mädchen von Rudesheim.

Wer sich die liebevolle Arbeit von hausmachendem Badwerk für
unsere Soldaten im Felde machen will, wird gebeten

Montag, den 30. November 1914

haltbares Weihnachtsgebäck wie: Anisgebäckenes, Pfeffernüsse, Lebkuchen etc. im Hause herzustellen und dasselbe wohlverpackt in kleinen Kästchen für je 1 Soldaten, mit dem Namen der Spenberin, Dienstag Nachmittag von 2-5 Uhr für die Weihnachtspakete der städtischen Nähstube abzugeben.

Zahn-Atelier

Rudesheim a. Rh., Kirohstr. 8.

Während der Kriegszeit findet nur Nachmittags
von 2-5 Uhr Sprechstunde statt.

Telefon 230.

Rasche, Dentist.

Feldpost-Schachteln

in verschiedenen Größen, mit aufgeklebter Adresse,
vorrätig bei

A. Meier.

Ärzte

bezeichnen als vortreffliches
Süßemittel

Kaiser' Brust-Caramellen

mit den „3 Tannen“

Millionen gebrauchen
sie gegen

Husten

Heiserkeit, Verschleimung, Keuchhusten, Natarch, schmerzenden Hals, sowie als Vorbeugung gegen Erkältungen, daher hochwillkommen jedem Krieger!

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten u. Privaten verbürgen den sichern Erfolg.

Appetitregende,
feinschmeckende Bonbons.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg.

Zu haben in Apotheken sowie bei:
B. Prinz, Rudesheim,
Ecke Markt- u. Oberstr. 20.
G. Schäfer jun., Eibingen.
Jof. Prinz, Ahmannshausen.

Ordentlicher Käufer

und Packer gesucht

Alsbach & Co.
Rudesheim.

Schöner großer Keller

ca. 50 Stück fassend unter ev. Mitbenutzung einer Remise als Packeraum usw. geeignet ist zu vermieten.

Näheres bei C. Bergemann.
Rudesheim a. Rh.

Evang. Kirche zu Rudesheim.

Sonntag, den 29. November:
(1. Adventsonntag.)

Vorm. 1/2 10 Uhr: Hauptgottesdienst.
Vorm. 1/2 11 Uhr: Kindergottesdienst.

Dienstag, den 1. Dezember:

Abends 8 Uhr in der Kirche: Kriegsabend mit Vortrag des Missionsinspektors Knodt-Berlin über „die Zukunft unserer deutschen Kolonie Kiautschou und die deutsch-christlichen Interessen in Ostasien.“

Donnerstag, den 3. Dezember
keine Kriegsbefunde.



Beilage zum
Rheingauer Bote.
 Verlag von Anton Meier in Rüdelsheim a. Rh.

1914. * Nr. 48

Der Alte vom Eulennest.

Roman von Ludwig Blümcke.
 (Fortsetzung.)

Offenbar hatte Erlenborn vollständig vergessen, daß er vorhin schon einmal eingenommen.

„Bitte, messen Sie mir einen Löffel voll ab in dieses Glas, reichlich voll. Meine Hand ist gar so unsicher.“

Ganz mechanisch erfüllte ihm Zuchow die Bitte. Ohne sich Gedanken darüber zu machen, goß er nicht den Teelöffel, sondern einen ebenfalls auf dem Nachttisch liegenden Eßlöffel voll. Ach, wie konnte er in seiner furchtbaren Aufregung noch Nachdenken für etwas so höchst Nebensächliches haben!

Schon war er hinaus. Die Lampe sollte er noch erst löschen; zweimal hatte der alte Herr ihn auch darum gebeten. Doch das

schien er gar nicht mehr gehört zu haben. — Schon umfingen den Patienten abermals gar liebliche Traumbilder, trotzdem er sich wachhalten wollte, um noch einmal zu überdenken, was sein Enkel ihm alles berichtet. — Aber die große Dosis der Schlafmedizin, die er genossen, machte ihm das unmöglich. Er sah nur noch Warschau leise hereinschleichen. —

Zuchow mußte ihn wohl nicht getroffen haben. Es war ja auch der noch brennenden Lampe wegen gut, daß er kam, und er hörte ihn fragen, ob er dem gnädigen Herrn Schokolade zum Abendbrot bereiten dürfte.

„Nichts mehr. Habe gar keinen Appetit. Auch Medizin brauchen Sie mir nicht zu geben. Herr Zuchow tat es schon vorhin. Masen Sie das Licht aus. Bin sehr müde. Gute Nacht.“ —

Am späten Nachmittag kehrte der Förster matt und abgespant aus dem Walde zurück und sagte mit einem tiefen Seufzer zu Lotte: „Ulrich, der gute Junge mit dem Herzen voll fröhlicher Hoffnung, wird jetzt wohl auch schon ein wenig von seinem Optimismus kuriert sein. Die alte Malle sagte mir, er sei bereits am Vormittag nach Groß-Zucherow gegangen und noch nicht zurück. Er versucht also des Generals steinernes Herz zu rühren — einen ganzen Tag lang. Wird ihm rein gar nichts nützen. Ach Gott, die Jugend glaubt und hofft noch, wenn das Messer auch an der Kehle sitzt.“

Gleich darauf trotzte die linksche Kathrin, die im Dorf allerlei Einkäufe gemacht, herein, lieferte ihre Sachen ab und berichtete dann, daß die Erzellenz von Zucherow heute früh abgereist sein solle, weil dem Sohn ein Unglück passiert sei. Die Leute erzählten, er habe ein Duell gehabt und sei schwer verwundet. Außerdem wußte sie zu berichten, daß bei dem Gastwirt Spintermann ein blitsfauberes Automobil halte, das aus Berlin gekommen sei und einem Grafen gehöre. —

„Graf Lothar!“ riefen Vater und Tochter mit schreckensbleichen Gesichtern wie aus einem Wunde, und Martin knüpfte unwillkürlich seine graue Zoppe zu, als könnte der hohe Besuch im Augenblick zur Tür hereintreten.

Die Magd schaute sie beide dumm an und fuhr dann fort: „A Unglück is passiert mit den Auto. Muß erst en bisschen repariert warden. Dann jeht's weiter.“ „Kathrin, geh an deine Arbeit!“ steuerte Martin nervös weiteren Mitteilungen. Er hatte gerade genug an den beiden: der General überhaupt nicht zu Hause, die große Abrechnung wo möglich schon heute abend, spätestens aber doch morgen.



Preussischer Landsturm im Schützengraben. Die ostpreussischen Landsturmeute haben sich durch ihre Tapferkeit und Ausdauer in der Abwehr der Russen große Verdienste erworben. Phot. Ed. Frankl.

„Wenn Ulrich doch nur da wäre! Sicher läuft er, weil er Waltersdorf nicht getroffen, von Pontius zu Pilatus!“ seufzte er, sich verzweifelt den Kopf kratzend. „O Gott, mein Kind, wie wird das enden! Ich sehe den jungen Geck noch vor mir als Bonner Studenten, wie er mich feindselig anschaute, als ich ihm kein Geld aus der Forstkasse geben wollte zur Deckung seiner Spielschulden. Wie hätte ich das dürfen! Wir kommen auch mal ans Ruder!“ sagte er beim Fortgehen. Und nun hat er zu reden, nun bietet sich ihm eine vorzügliche Gelegenheit zur Revanche.“

„Daß Ulrich ihn doch nur in Empfang nehmen könnte, Väterchen!“ sagte Lotte mit verschleierter Stimme, während ihre Hände hier und da etwas ordneten, umstellten und änderten. Der wird schon mit ihm reden. Du sollst dich gar nicht zeigen, Vater, denn du siehst mir so furchtbar elend aus. Die neue Aufregung könnte für dich einen Herzschlag zur Folge haben. Glaube mir!“

Nero bestellte.

„Da ist der Graf wohl schon mit seinem Notar!“ rief sie zusammenfahrend aus.

„Nein, ein Bekannter. — Ulrich vielleicht“, sagte Martin und eilte nach draußen.

Er hatte recht. „Guten Abend, Onkel!“ erschallte des Ankommenden sonore Stimme mit einem Anklang von Frohsinn und guter Laune.

Lottchen aber fiel ein Stein vom Herzen. „Gott sei Dank! Der wird's ihm schon geben!“ sagte sie und trat dem Geliebten ebenfalls grüßend entgegen. „Sie sind schon da!“ sprach sie dann.

„Wer denn?“

„Graf Lothar und sein Notar. In Grünforst steht das Auto.“ „Und du traiffst Erzellenz nicht zu Hause, mein Junge“, nahm Martin das Wort. „Siehst trotzdem aber noch immer zuversichtlich aus?“

Da lachte Ulrich dem Weißbart laut ins Gesicht, umfaßte seine mächtigen Schultern mit beiden Armen, schüttelte den alten Eichbaum, als wollte er ihn unreißend, wandte sich dann urplötzlich Lottchen zu, drückte die Aufschreiende an seine Brust, erfaßte ihr erglühendes Gesicht, preßte einen festen Kuß auf die sich in sprachlosem Entsetzen öffnenden Lippen und rief wie ein Trunkener aus: „Ja, das darf ich, süßer Schatz! Dein gestrenger Vater mag es immerhin sehen. Du bist und bleibst mein. Bald wollen wir Hochzeit feiern. Aber Kinder, nun fast euch! — Ja, seht mich nur an, als vermutetet ihr, ich käme gerade aus dem Wirtshaus heraus. Einen schöneren Kaufsch habe ich nämlich noch niemals gehabt. Und die Freude, die mich so total berauscht hat, wird sofort dasselbe mit euch beiden tun. — Da habt ihr das Geld!“

Wie lockere Vögel flatterte eine Handvoll Scheine auf den Tisch, blaue und braune, die er aus seiner Brusttasche zog, als sei das nicht der Rede wert.

Ein paar Sekunden standen Vater und Tochter in starrem Staunen wie versteinert da. Und darauf packte zunächst Lottchen der Taumel maßloser Fröhslichkeit, doch nur für wenige Sekunden, dann falteten sich ihre Hände, und während der Freudentränen Wächlein über ihre glühenden Wangen sich ergossen, stammelte der Mund ein Dankgebet, das aus des Herzens tiefsten Tiefen kam: „Herr Gott, dir allein die Ehre! Du hast mein Gebet erhört!“

Vater Martin stand immer noch wie versteinert da. Ach, sein zermartertes Gehirn vermochte so schnell nicht zu arbeiten, zu begreifen. Zu träumen glaubte er nur, von einem lieblichen Trugbild genarrt zu werden. Erst als er nun auch der Tochter weiche Arme um seinen Hals geschlungen fühlte, kam Leben in ihn, seine Augen strahlten in fast überirdischem Glanz, der Mund stammelte Dankesworte, und die Hände falteten sich wie zum Gebet. Und noch größer wurde der Überglücklichen Staunen, als Ulrich ihnen nun erklärte, wer der Retter in der Not sei, daß sein Großvater ihm die ganze Summe ohne Bedenken gegeben habe.

„Es geschehen wirklich noch heute Wunder!“ rief Vater Martin aus, als er das endlich begriffen hatte. Und dann schluchzte er wie ein Kind, fand keine Dankesworte, ergriff bald Ulrichs, bald Lottchens Hand und schien von der plötzlichen Freude völlig verwirrt.

Als Ulrich eine Stunde später die Oberförsterei verlassen wollte, da erschienen zwei Herren im Reisekostüm auf dem Hof, und der jüngere von ihnen fragte in recht barschem Ton nach dem Oberförster Martin.

„Der ist heute nicht mehr zu sprechen“, wurde ihm kurz und kühl geantwortet.

Ein häßliches Lachen und darauf ein sehr gebieterisches: „Ich will ihn augenblicklich sprechen. Graf Sonnenfeld ist mein Name.“

Ulrich nannte auch den seinen, schien sehr wenig erschreckt und sagte in größter Ruhe: „Der Herr Oberförster Martin ist leidend. Ich vertrete ihn.“

„Und wer sind Sie?“

„Ich nannte meinen Namen bereits. Bin der königliche Forstassessor und Leutnant der Reserve Ulrich Erlsborn.“

Das schien, zumal es in sehr forschem Ton herauskam, etwas Eindruck auf den hochfahrenden Herrn zu machen, denn er fuhr bedeutend gemäßigter fort: „Ah, also nur vertretungsweise hier? Nicht in unsern Diensten? Bitte, begleiten Sie uns hinein, Herr Forstassessor. Wir befinden uns gerade auf der Durchreise und wollten darum hier Station machen. Die Frau Oberförster ist doch wohl auf dem Posten und kann uns etwas Abendbrot besorgen?“

„Bedauere, die Dame befindet sich seit Jahren bereits in einer Nervenheilanstalt.“

„Ah so — entsinne mich!“

Als man das Haus betrat, erschien Lottchen, die ja auf eine solche Überraschung vorbereitet war, wurde von Graf Lothar, der so recht das Bild eines frühverbrauchten Lebemanns bot, scharf fixiert und dann recht gnädig begrüßt. Sie machte offenbar Eindruck auf ihn. In höflicher, aber keineswegs demütiger Weise entschuldigte sie ihren Vater — der hatte sich bereits zu Bett gelegt —, ließ die Herren in die Fremdenzimmer führen, besorgte Abendbrot und sah den Dingen, die da kommen sollten, voller Zuversicht entgegen. Wie so ganz anders hätte es sein können!

Der Graf begab sich, nachdem er sich an Speise und Trank gütlich getan, zur Ruhe, und sein Begleiter nahm, unterstützt von Ulrich, eine sehr genaue Kassenrevision vor. Das Resultat fiel glänzend aus.

Schon in aller Frühe — so lange währte die Prüfung — verließen beide Herren am nächsten Morgen wieder die Oberförsterei, bestiegen das inzwischen reparierte Auto und sausten auf dem nächsten Wege nach Berlin zurück. Martin bekam sie überhaupt nicht zu sehen.

* * *

„Herr Forstassessor, eine schlimme Nachricht!“ meldete diesem, als er mit dem Morgengrauen endlich von der Oberförsterei heimkehrte, einer der Förster: „Gestern abend kurz nach zehn Uhr hat der verächtliche Teufelskerl von Wilddieb unsern Bierzehnder niedergeknallt.“

„Wo ist das geschehen?“ fragte Ulrich entsetzt, jetzt wieder ganz Weidmann.

„An der Rohrwiese im Eichwerder.“

„Da also, wo ich drei Nächte auf der Lauer gelegen habe! Der Kerl muß mich ja auf Schritt und Tritt beobachten, muß gewußt haben, daß ich diese Nacht zufällig nicht da war. — Wo ist der Hirsch?“

„Den haben wir ihm zum Glück abgejagt. Er liegt noch dort. Aufsicherfris soll ihn holen. Wollte den gerade bestellen. Ich hörte in Jagd Reun, wo ich saß, den Schuß fallen und machte mich sofort auf nach dem Werder. Hildebrand kam mir entgegen, und wir gaben uns beide verzweifelte Mühe, den Kerl zu erwischen. Wir sahen ihn noch über dem Hirsch mit einem blanken Messer, aber als ich ihn anrief und meine Büchse anlegte, war er auch schon wie weggeblasen. Ich riß noch Feuer, hörte aber bloß so ein richtiges Teufelslachen. Herr Forstassessor, ich glaube wahrhaftig, mit dem Wilddieb ist die Sache nicht richtig. Man hätte ihn, zumal das Gehölz dort doch sehr dünn ist, sonst unbedingt noch mal sehen müssen.“

„Der Kerl kam einen zur hellen Verzweiflung bringen!“ rief Ulrich kopfschüttelnd aus. „Wir müssen ihn aber unbedingt haben, und wenn er mit drei Teufeln im Bunde stände. Eher wird keine Ruhe im Revier. Also der Bierzehnder! Dieses Prachtexemplar!“

Nachdem Fritz bestellt war, begaben sich beide zum Tatort — der Forstassessor verspürte nichts mehr von der durcharbeiteten Nacht —, und man gab sich alle nur denkbare Mühe, eine Spur zu ermitteln. Es schien in der Tat, als berührte der rätselhafte Geselle den Erdboden überhaupt nicht mit den Füßen, oder als ginge er auf Stelzen. Alle Arbeit blieb wieder einmal erfolglos. Die Kugel saß mitten im Blatt des Hirsches. Doch gewährte auch sie, da es sich um ein allgemein in der Gegend übliches Geschöß handelte, keinerlei Anhalt. —

Warschau war das Jagdglück, das ihm der entsetzliche gestrige Tag noch zu später Stunde beschieden, ein schwacher Trost gewesen in seiner bitteren Enttäuschung. Ja, hinaus in die dunklen Gründe der fürstlichen Wälder hatte er müssen in seiner gräßlichen Laune. O, ein Zusammenstoß mit dem ihm unausweichlichen Forstassessor wäre ihm in seiner Gemütsverfassung durchaus nicht erwünscht gewesen. Er sollte seinen Todfeind indessen nicht sehen, wohl aber den Hirsch, auf den er es lange schon abgesehen hatte. Den durfte er zur Strede bringen. Das ließ ihn für ein paar Minuten seinen schweren Verdruß gänzlich vergessen.

Als dann die beiden Beamten erschienen, gar so vorsichtig, da sie seine Kugel fürchteten, entwichte er ihnen auf allen vieren — er vermochte fabelhaft schnell zu kriechen —, versteckte sich in einem hohlen Eichstamm, der ihm bereits öfter als Unterschlupf gedient hatte, und gelangte nachher wohlbehalten zu Hause an. An dem erlegten Hirsch lag ihm nicht allzuviel, wie er denn seine

Bente häufig verscharfte oder im Dickicht vercludern ließ. Trieb ihn ja doch in erster Linie die Jagdleidenschaft zur Wildddieberei. Dann kam erst der Erwerb in Betracht. —

Zur gewöhnlichen Stunde wanderte er heute früh wieder nach Eulenest und überlegte unterwegs, ob es nicht das Beste wäre, die Gegend, trotz der vertrauten Jagdgründe, bald wieder zu verlassen. Wenn der alte Herr heute, zu dem Entschluß kam er schließlich, nicht zu bewegen sein sollte, ihm in seinem Testament eine ansehnliche Summe zu vermachen, dann wollte er Zuchow noch ein paar hundert Mark abpressen und sich aus dem Staub machen.

Dichte Nebel umgaben die gespenstischen Trümmer der ehemaligen Raubritterburg und den verrufenen Galgenberg. Ein paar Eulen hüpften mit kaum vernehmbarem Flügelschlag an Warschau vorüber, sonst schien kein Lebewesen weit und breit zu weilen. Er schloß die Haustür der Villa auf, setzte seine Butte mit dem frischen Gebäck und anderem, das er schon zu so früher Stunde besorgt, auf den Flur und ging hinein, um sich nach seines Herrn Befehlen zu erkundigen und womöglich sein Anliegen gleich vorzubringen. Alles war still noch drinnen. Sonst pflegte der alte Herr sich sehr laut bemerkbar zu machen und ihm seine Wünsche schon in oft recht derber Weise entgegenzuwertern. Sollte er noch schlafen? Leise zündete Warschau ein Licht an und betrat das Schlafzimmer. Ja, Herr Erlensborn lag ganz ruhig und schlummerte. Wertwürdig! „Um so besser!“ brummte der Schwarzkünstler und entfernte sich wieder ebenso leise, wie er gekommen war, hielt sich jedoch in der Nähe auf, um auf den schrillen Ruf der neben dem Bett befindlichen Schelle schnell zur Stelle zu sein. Das Klingelzeichen sollte ihn indessen heute nicht in seinen Betrachtungen und Grübeleien stören. Im Schlafzimmer blieb es still.

„Das geht unmöglich mit rechten Dingen zu!“ sagte er sich, als der Herr um acht Uhr noch immer schlief. Er begab sich noch einmal zu ihm, zog die Vorhänge zurück und schaute ihm beim gelassenen Schein der eben durch die Bäume des Parks strahlenden Morgensonne genauer ins Angesicht. Das sah so sanft und ruhig aus, doch — schien es nicht ganz eigentümlich blaugefärbt? Gestalt war die Hand, die er sichtlich berührte, kalt und starr der ganze Körper — Herr Erlensborn schlummerte den tiefen Schlaf der Toten.

„Ein Herzschlag!“ rief Warschau aus, und des Todes Majestät schloß selbst ihm, dem verstorbenen Sünder, für kurze Zeit einen gewissen andächtigen Respekt ein. „Also schon jetzt! Das hätte man gestern doch noch nicht geglaubt. Da weißt du ja, was du zu tun hast. Das Geld darfst du nicht anrühren, das ist gefährlich. Die Uhr? Unsinn! Aber in der Kommode liegt allerlei Stram!“

So schoß es ihm, als der erste Schreck vorüber war, durchs Hirn, und schon suchte er nach den Schlüsseln. Er kam jedoch nicht dazu, die Schublade zu öffnen, denn ein leichtes Wägelchen, lebhaft umbellt von zwei Hunden, fuhr vor: die Doktorhaise. Schnell eilte er also hinaus. Doktor Wadenroder, ein schon bejahrter Arzt mit sanften Gesichtszügen und dem Aussehen eines biederen Landpfarrers, wollte gerade die immer gleiche Frage stellen: „Wie war die Nacht?“ als Warschau ihm schon zuvorkam: „Er ist tot!“

„Was? Tot schon jetzt?“ Das blasse, glattrasierte Gesicht wurde vor Schreck erst noch einen Ton bleicher, denn er konnte sich nicht erklären, was den so raschen Tod des alten Herrn herbeigeführt hatte; zwei volle Monate hatte er ihm in Gedanken nämlich noch Frist gegeben. „Ja, eben habe ich es erst bemerkt“, sprach Warschau eifrig. „Ich kam früh um sieben, wie immer, wunderte mich, daß der Herr noch so fest schlief, kümmerte mich nicht weiter drum, wartete vergebens auf das Schellen, gehe wieder in die Schlafstube — und da ist er ganz kalt.“

Herr Erlensborn wollte wirklich nicht mehr unter den Lebenden, und auch Doktor Wadenrodors vielgerühmte Kunst vermochte nichts daran zu ändern.

„Eigentümliche Gesichtsfärbung!“ murmelte der Arzt vor sich hin. „Er hat doch nicht etwa zuviel von der Mixtur bekommen?“ fragte er den neben ihm stehenden Warschau darauf, ihm mit den klugen, dunklen Augen scharf ins Gesicht schauend. „Pfliegten Sie ihm einzugeben?“

„Vorgestern Abend gab ich ihm einen Teelöffel voll, wie der Herr Doktor angeordnet hatten. Gestern aber nicht. Da —“

Er stotzte, denn urplötzlich regte sich der Verdacht in ihm: Zuchow hat ihm vielleicht zuviel gegeben. Absichtlich! Der wollte ihn längst gern los sein, um das schöne Holz aus dem Park zu Geld zu machen. Jetzt gehört ja dem alles.

Doktor Wadenroder hielt die Flasche gegen das Licht, machte eine sehr nachdenkliche Miene, schüttelte den Kopf und brummte vor sich hin: „Vorgestern bekam er die Medizin. Abends einen Teelöffel voll zu nehmen“, steht deutlich darauf, abends und einen sogar die unterstrichen. Die Flasche ist ja aber halb leer. Es dürften doch nur zwei Teelöffel daraus fehlen. Das Dreifache fehlt jedoch. Höchst merkwürdig!“

Ja, das Medizinglas war wirklich nur noch zur Hälfte voll. „Wer war außer Ihnen noch bei dem alten Herrn?“ fragte Doktor Wadenroder mit belegter Stimme sehr hastig.

Der Schwarzkünstler überlegte erst ein Weilchen. Sollte er Zuchows Namen nennen? Der war zuletzt bei dem Kranken gewesen und hatte ihm eingegeben, wie dieser selber noch sagte. Dann könnte das eine recht böse Sache für den Schlossherrn von Finkenwerder unter Umständen werden, zumal wenn man verriet, daß der sich auf einmal so lebhaft für den Kranken interessiert und noch mehr für die Baumstämme im Park, deren Umfang er sogar selber gemessen. Aber Andreas Zuchow würde auch ganz verzeifelt um sich beißen. So leicht ließe der schlaue Zuchow sich nicht fangen. Und könnte der Verschlagene nicht ihm, seinem alten Freunde, womöglich einen Strich drehen? Also Vorsicht!

„Was besinnen Sie sich denn so lange; Sie müssen das doch wissen?“ fragte der Doktor, ihn mit unverhohlenem Mißtrauen unverwandt anschauend.

„Ich denke nach“, erwiderte der Schwarzkünstler sehr gelassen. Und weiter arbeitete es in seinem Kopf: Der Forstassessor war ebenfalls bei ihm, sehr lange sogar. Der hatte noch ein weit größeres Interesse an seinem Tode als Zuchow. Wenn du überhaupt verwichest, daß dein Freund hier gewesen, wenn du nur von diesem Kerl, diesem Erbschleicher sagtest? — Aber der alte Krüger — doch der ist ja blödsinnig vor Altersschwäche. Man würde ihn für einen Idioten halten, und er weiß wohl auch heute nicht mehr, was gestern los war.

„Herr Doktor, so sehr ich mein Hirn auch anstrenge, ich finde keine Lösung.“

„Das verlangt ja auch niemand. Sie sollen mir nur sagen, ob außer Ihnen noch jemand gestern Abend oder gestern nachmittag bei Ihrem Herrn gewesen ist.“

„Ja, der Herr Forstassessor, sein Entel, der sich sonst niemals hier sehen ließ, ist über zwei Stunden im Schlafzimmer gewesen. Ich sah ihn kommen und sah ihn auch wieder gehen. Nachher war alles still drinnen. Ich wollte dem gnädigen Herrn noch das Abendbrot besorgen, seine Schokolade, aber er schien fest zu schlafen.“

„Was sagen Sie — der Forstassessor? Ich denke, Entel und Großvater waren spinnefeind miteinander?“

„Das weiß Gott. Aber mir steht ja darüber kein Urteil zu.“

Doktor Wadenrodors Gesicht wurde immer ernster und vorsonnener. Er sprach lange kein Wort, preßte die Stirn an die kalte, gestorene Fensterscheibe und starrte über die bereiften Felder. Dann fuhr er mit einem Ruck herum und fragte: „Hat Ihr Herr jemals eine Andeutung gemacht, daß er den Tod herbeisehne, daß er durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst sein möchte?“

„Nein, ganz gewiß nicht! Er wollte vom Sterben durchaus nichts wissen und hoffte ganz sicher, bald wieder gesund zu sein. Es ging ihm ja tatsächlich auch schon besser.“

„Ein Selbstmord erscheint Ihnen also ausgeschlossen?“

„Ich kenne Herrn Erlensborn wie meine rechte Hand. Niemals würde ihm so ein Gedanke gekommen sein. Dazu lag ihm viel zuviel an seinem bischen Leben, und er sah im Tode ein schwarzes Gespenst, vor dem er sich sehr fürchtete.“

„Es scheint aber, als habe er absichtlich von der Medizin weit mehr genommen, als ich verordnete. Und das kann die Ursache seines Todes gewesen sein.“

„Nein, Herr Doktor, das halte ich für ausgeschlossen! Ich weiß, wie peinlich genau mein Herr in solchen Sachen war.“

Wieder überlegte der Arzt geraume Zeit. Dann verließ er die Villa, um mit dem alten Krüger zu sprechen, dessen Frau sich ebenfalls in seiner Behandlung befand. Die Mumie saß teilnahmslos in ihrem alten Rohrstuhl, machte, als sie den Doktor erkannte, einen vergeblichen Versuch, sich zu erheben, lachte blöde und sagte muffelnd: „Will gar nichts mehr zu sich nehmen. Ich glaube, es geht mit uns beiden Alten noch diesen Winter auf den Sandberg.“

„Haben Sie gestern noch mit Ihrem Herrn gesprochen, waren Sie bei ihm in der Schlafstube?“ fragte der Arzt sehr laut.

„Ist es schlechter mit dem gnädigen Herrn?“

„Krüger, Ihr Herr ist gestorben. Und zwar auf rätselhafter Weise.“

„Ge—storben? Der gnädige Herr — tot?“ Es schien, als käme in den morschen, hinsälligen Körper noch einmal Leben.

Er richtete sich auf, und in den Augen erschien ein merkwürdiger, matter Glanz. Das währte aber nur wenige Sekunden, war wie das Aufladern eines Lichtes vor dem Erlöschen. Gleich sank die Mumie wieder zurück in ihren Stuhl, das muffelnde Gesicht verzerrte sich und auf keine der Fragen, die Doktor Wadenroder noch an den alten Diener richtete, erhielt er eine Antwort. Ein Schlagfluß schien ihm Sprache und Gehör vollends geraubt zu haben.

„Warschau, lassen Sie niemand ins Haus“, sagte Doktor Wadenroder, als er wieder draußen stand. „Ich werde nachmittag vielleicht noch einmal kommen. Es ist ja möglich, daß etwas von der Medizin verschüttet wurde und daß mein Argwohn unbegründet



Das deutsche Gouvernementsgebäude in Suwalki. (Mit Text.)

ist. Mag alles natürlich zugegangen sein, und mir liegt nichts ferner, als Leute unnütz in Angelegenheiten zu bringen. Also verstanden? Ich werde überhaupt den Schlüssel an mich nehmen.“

Als er wieder in seinem Korbwägelchen saß, machte er sich Vorwürfe, daß er nicht den Mund gehalten hatte: „Die Sache kam sehr natürlich zugegangen sein“, beruhigte er sich. „Der alte Mann hat sich selber einen Teelöffel voll von der Mixtur eingießen wollen, und aus Versehen ist es erheblich mehr geworden. Bei einer Herzschwäche, du lieber Gott. Nachher macht man dir noch Vorwürfe, daß du ihm überhaupt eine Medizin mit einer solchen Dosis Morphium in die Hände gabst. Hättest ja jeden Abend hinausfahren und ihm selber eine Injektion machen können.“



Ruß. Wasserträger in Suwalki.

„Ich habe — das ist ja doch aber sehr schnell gegangen. Wann ist er denn gestorben?“

„Vermutlich schon gestern Abend. Sein Onkel, der Forstassessor, soll sehr lange bei ihm gewesen sein. Dieser ihm gewiß recht unangenehme Besuch dürfte ihn sehr aufgeregt haben. Das könnte einen Herzschlag zur Folge gehabt haben. Jedenfalls starb er bald, nachdem der junge Herr gegangen war. Sein Faltotum war am Abend nochmal drinnen und wunderte sich, daß er schon fest schlief.“

Zuchow biß sich auf die Lippen, und eine tiefe Falte erschien senkrecht zwischen

den Augenbrauen auf seiner flachen Stirn. „Höchst merkwürdig! Bitte schön, Herr Doktor, treten Sie näher“, sagte er nach kurzem Nachdenken.

„Und der alte Krüger kam, als ich ihm die Hiobsbotschaft überbrachte, um den letzten Rest seines schwachen Verstandes.“

„Was Sie sagen! Ja, der Forstassessor war da gestern. Wer sagte Ihnen, daß er sich solange dort aufhielt?“

„Das Faltotum, der Mann mit dem Spitzbubengesicht. Sie kennen den Burschen ja wohl genauer, Herr Zuchow? Ich hörte, er täte auch hier öfter Dienst. Was halten Sie von ihm? Ganz offen: Würden Sie dem wohl einen Mord zutrauen?“

Der Schlossherr lachte sein bekanntes Bühnenlachen und rief dann aus: „Aber ich bitte Sie, bester Herr Doktor, einen Mord? Wieso denn? Liegt



Prof. Dr. Eugen Kühnemann.
Phot. Lity. (Mit Text.)

denn irgendein Verdacht vor?“

Wadenroder zuckte die Achseln und wollte nicht recht mit der Sprache heraus: „Nun, ich meine nur. Das Culenneß steht doch in recht üblem Rufe, und der Mensch — Warschau heißt er ja wohl mit seinem richtigen Namen? — hat doch eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich. Soll im Zuchthaus gefessen haben. Werden die Leute also nicht bald etwas von Mord und Totschlag munkeln?“

„Es handelt sich doch wohl um einen Schlaganfall? Ist die Todesursache denn nicht einwandfrei zu konstatieren?“

Der Doktor zuckte wieder die Achseln, spielte mit seinem Stethoskop, zog dann seine Uhr und empfahl sich, ohne von Zuchow eine Frage erhalten und ohne diesem klaren Wein eingesehen zu haben. Er sah in Eile nach



Fährich Günther Rautus,
der jüngste Ritter des Eisernen Kreuzes.
(Mit Text.)

chow eine rechte Antwort auf dieses klaren Wein eingesehen



Ein österreichisches Motorgeschütz in der Brüsseler Artilleriekaserne. (Mit Text.)

Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam.

der Mansell und fuhr von dannen, mehr und mehr entschlossen, aus der Angelegenheit lieber nichts weiter zu machen, um nicht unnötigen Staub aufzuwirbeln.



Auf der Grenzwacht: Schweizerischer Unteroffiziersposten zur Verhinderung von militär. Grenzüberreitungen. Phot. E. Schreiber.

An einen Mord glaubte er nicht, und selbst mörderische Absicht, die ja nicht ganz unwahrscheinlich sei, ließe sich niemals nachweisen. Der alte Herr war ja tot, mochte er sanft ruhen. In dem Stammtisch, wo Doktor Wadenroder sich unter den Spißbürgern des Städtchens gern wichtig machte, konnte er es allerdings nicht unterlassen, ein Wort über seine anfänglichen Vermutungen, es könne ein

Mord vorliegen, fallen zu lassen. Das Gulemeist umwob ja längst ein dunkler, geheimnisvoller Schleier; der plötzliche Tod des alten Kauzes, der sich an so unheimlicher Stätte wohlgeföhlt, bot darum einen recht willkommenen Gesprächsstoff.

Nachdem der Arzt am Nachmittag noch einmal dagewesen war und nach abermaliger Leichenschau erklärt hatte, es handle sich doch nur um eine ganz natürliche Erscheinung: Herzschlag sei die Todesursache — hielt Warschau es für seine Pflicht, unverzüglich auf dem Schulzenamt in Grünforst den Todesfall anzumelden. Den Forstassessor als einzigen Anverwandten des Verstorbenen zu benachrichtigen, überließ er andern. — Auf dem Wege zum Dorf sprach er zunächst bei Zuchow vor.

„Du hast wohl schon gehört?“ fragte er den alten Freund. „Hast

du dem Doktor davon etwas gesagt, daß du nach dem Forstassessor noch bei dem Alten warst und ihm die Schlafmedizin gabst?“

Ein Blick wie aus den schillernden Augen einer gereizten Schlange traf den Schwarzkünstler auf diese Frage. O, was lag alles darin, was mußte Zuchow wenigstens darin vermuten, wie er diesen Menschen kannte! Er mußte, daß er genau beobachtet worden war. Aber schnell hatte er seine volle Selbstbeherrschung wieder gewonnen und fragte sehr gelassen: „Wieso? Was interessiert dich das?“

„Mich — als deinen alten Freund und Kumpan? Hältst du mich wirklich für einen so schönen Egoisten, Andreas? Sei versichert, mir ist dein Schicksal durchaus nicht gleichgültig! Du konntst doch wohl nicht im

Zweifel darüber sein, daß es dir höchstwahrscheinlich an den Kragen geht, wenn die Sache untersucht wird?“

„Mensch — du scheinst mir übergeschnappt zu sein! Mir an den Kragen? Na, höre mal, wenn jemand dabei etwas zu befürchten hat, dann bist du es. Das glaube mir! Weißt du, welche Auskunft Doktor Wadenroder sich bei mir über deine Person holen wollte?“

„Bah, mir höchst gleichgültig! Werde nur nicht hibig! Ich komme, weil ich es gut mit einem alten Freund meine. Also antworte mir: Hast du dem Doktor davon gesagt, daß du dem Alten die Schlafmedizin eingabst?“

„Nein! — Aber so drücke dich doch nur etwas deutlicher aus.

Die Schlafmedizin?“

„Jawohl, die Schlafmedizin! Die hat nämlich den plötzlichen Tod zur Folge gehabt, nichts anderes. Der Alte muß zuviel davon bekommen haben.“

„Unsim! — Mensch — was fabelst du? — Einen Eßlöffel voll gab ich ihm, auch nicht einen Tropfen mehr. Er bat mich dringend darum.“

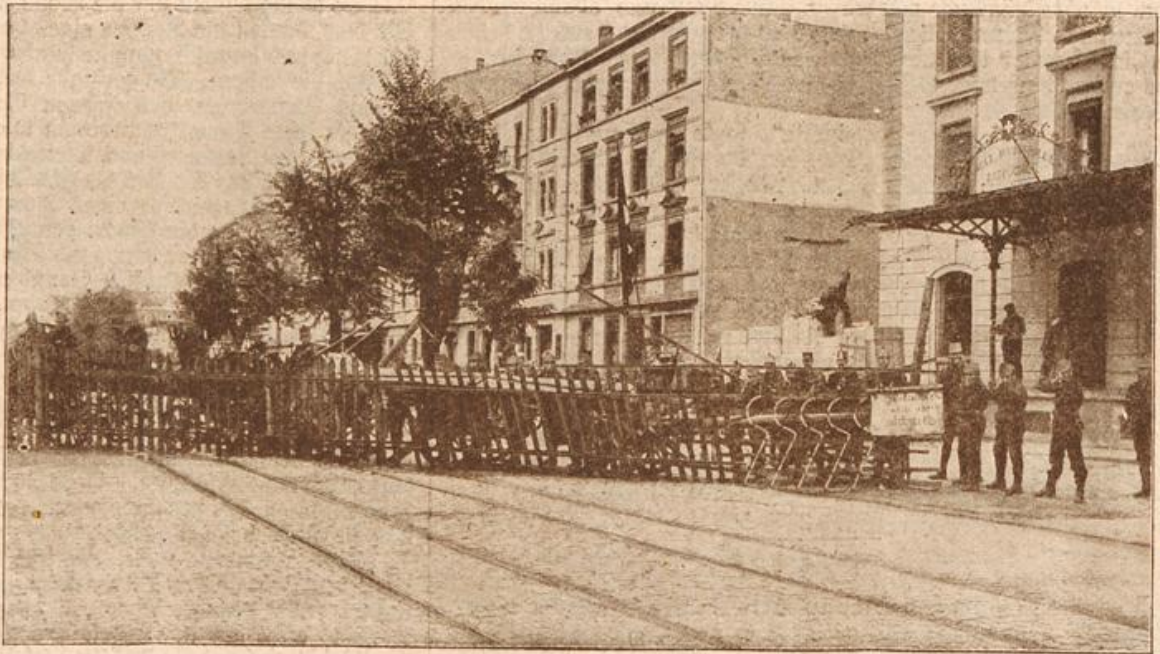
„Also einen Eßlöffel voll? Den silbernen, der auf dem Nachtlische lag?“

„Ja, ja; ob silbern oder golden oder sonst was, das weiß ich nicht. Aber nur den knapp voll gemessen.“

„Da haben wir den besten Beweis, du Unglücksrabe! Sahest du denn gar nicht, daß auf dem Zettel an der Flasche die unterstrichen stand: Abends einen Teelöffel voll? Du hast ihm also viel zuviel gegeben.“



Ein 72jähr. Kriegsfreiwilliger (X), Vizefeldwebel des Landsturms 3hm, Polizeikommissar a. D. aus Straßburg. Der rüstige alte Herr hat die Feldzüge 1864, 1866, 1870/71 mitgemacht.



Barrikade an der Grenze der neutralen Schweiz auf der Straße von Basel nach St. Ludwig im Elsaß. Die Schweiz hält unter großen Opfern und mit anerkanntswürdiger Energie ihre Neutralität aufrecht. Phot. E. W. Schreiber, Basel.

Zuchow's Augen quollen aus ihren Höhlen, er zitterte an allen Gliedern und stand ein paar Minuten wortlos da. Erst als der andere ihm lächelnd auf die Schulter klopfte und in rosigter Laune weiterredete, kam wieder Leben in ihn.

„Ja, so kann es einem ergehen, Freundchen“, sagte Warschau, das Triumphgefühl, das ihn erfüllte, kaum verbergen lömend.

„So kann man auf die unschuldigste Weise einen Menschen ins Jenseits befördern. Ich glaube es dir selbstverständlich, daß du auch nicht die mindeste böse Absicht gehabt hast. Aber der Richter, wird der ebenfalls dieser Meinung sein? Du warst unvorsichtig genug, mehrmals den Wunsch zu äußern: „Wenn der alte Erlensborn doch nur bald in die Jagdgründe seiner Väter abreißen möchte, damit man seinen Altenteil verwerten und aus den herrlichen Parkbäumen Nutzen ziehen könnte!“

„Das hätte ich gesagt, Joseph?“ fragte der Schloßherr tief seufzend, beide Hände fest an seine Schläfen pressend. „Ich könnte es doch höchstens ganz im Scherz dir gegenüber geäußert haben.“

„Nein, nein, es hörten's auch andere, wie ich bestimmt weiß. Man kann nie vorsichtig genug sein in Worten und Werken, das solltest du doch eigentlich am besten wissen. Aber verplappern wir nicht unnütz die Zeit! Ich habe noch viel vor: Wenn du dem Doktor nichts sagtest, dann weiß ja glücklicherweise außer mir keine Seele etwas davon, daß du bei Erlensborn warst. Oder hat dich jemand hingehen sehen?“

„Nein, niemand!“

„So ist es gut. Es könnte der Verdacht also nur auf den Herrn Forstassessor, deinen Freund, fallen, und zwar ganz gewaltig.“

Da erschellte sich Zuchow's fahles Gesicht, alle Falten verschwanden daraus, und aus den Augen bligte etwas wie teuflische Schadenfreude und heißes Verlangen: O, wenn das der Fall wäre! Wie würde er lebendig und gesprächig auf einmal! Doch nahm er sich wohl zusammen, kein unbedachtes Wort hinzureden und dem gefährlichen Menschen da vor sich etwas von den aufkeimenden Plänen in seiner Schurkenseele zu verraten. Ja, der Verdacht müßte auf den jungen Erlensborn fallen, oder doch leicht zu lenken sein. Wenn gar bekannt würde, daß der gestern abend mit zwanzigtausend Mark von seinem Großvater, dessen Schwelle er vor dem nicht überschritten, und mit dem er, wie jeder wußte, verfeindet gewesen, heimgekehrt war, dann sollte es ihm gewiß schwer fallen, seine Unschuld zu beweisen. An die Sinneswandlung des alten Herrn würde so leicht niemand glauben. Als Mörder stand sein Nebenbuhler da, wegen Mordes müßte er ja verurteilt werden. Und dann Lotte Martin! Einen Mörder könnte sie nicht lieben. Ach, nur schlau zu Werke gehen, nur ganz geschickt die Sache einfädeln! Wenn man Doktor Wadenröder auf diese Fährte wiese? Aber Warschau, dieser Erzspitzbube, der könnte in seinem Rausch alles verderben. Den müßte man sich zunächst endgültig vom Hals schaffen, schon um vor seinen Erpressungen sicher zu sein. Vielleicht gelänge es, ihn jetzt, wo sein Herr tot war, nach Amerika zu schaffen.

Dieser Galgenvogel refelte, die langen, dünnen Beine weit von sich gestreckt, eine Zigarette im Munde, die Hände in die Hosentaschen vergraben, auf dem Sofa, schmunzelte vor sich hin und wandte kein Auge von seinem sinnend auf und abschreitenden vornehmen Freunde, den er nun bald ganz in der Hand zu haben hoffte. Verriet ihm dieser auch nichts von seinen Absichten, so las er ihm doch vom Gesicht ab, was sein Herz bewegte und seine Seele erfüllte zu dieser Stunde.

„Um, eine seltsame Geschichte“, sagte Zuchow nun, kopfschüttelnd stehen bleibend. „Die paar Tropfen Medizin können es ganz gewiß nicht gemacht haben. Möglich wäre es ja aber, daß der Forstassessor ihm schon zuvor von dem Zeug mehr als dienlich eingetrichtert hätte. Der alte Herr versiel bisweilen mitten im Gespräch in einen merkwürdigen Zustand von Gedankenlosigkeit. Wohl fünf Minuten konnte er mit offenem Munde daliegen und nicht wissen, wer bei ihm saß und was mit ihm geschah. Sollte sein Enkel zwei volle Stunden bei ihm gewesen sein — dann hat er sicher auch zwischendurch so einen Anfall gehabt. Und da wäre es doch sehr leicht gewesen, ihm irgend etwas einzusüßen, ein Gift, die Medizin.“

Warschau lachte laut und häßlich auf, machte eine Geste, die bedeuten sollte: ich verstehe dich, alter Freund, erhob sich dann und entfernte sich bald, um zum Schulzen zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Glück.

Von Hermann Otto Küster. (Nachdruck verb.)

Im Garten blühte der Flieder. Rot und weiß waren seine duftenden Trauben. Rot und weiß waren seine Golden strahlte die Sonne. Den kräftigen Duft küßte sie aus der Erde hervor, zerstreute ihn durch die laue Luft.

Oberst von Trestow schaute einem munteren Buchfinkenpärdchen nach ... Wie es dahinslog ... So neckisch ... In treuer Liebe warb das Männchen um die Günst des Weibchens. So sitzhaft ... so rein ... und doch ... so fed.

Trestow fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Ein leises Lächeln lag auf seinem Antlitz.

Der schrille Ton der Hausglocke erklang. Der Bursche trat ein. „Herr Leutnant von Pleiersheim“, meldete er.

„Ich lasse bitten“, sprach der Oberst.

Ein junger Offizier trat über die Schwelle, klappte die Haden zusammen und schaute dem Oberst frei und offen ins Auge. Wohlgefällig ruhte dessen Blick auf der schlanken, sehnigen Gestalt des Leutnants.

„Guten Tag, Pleiersheim“, sagte er lächelnd.

„Guten Tag, Herr Oberst.“

„Bitte, setzen Sie sich.“

Leutnant von Pleiersheim nahm, sich höflich verbeugend, Platz. Trestow reichte ihm die Zigaretten. Dantend bediente sich der Jüngere. Erwartend schaute er seinen Kommandeur an.

„Ich weiß bereits, was Sie zu mir führt, lieber Pleiersheim.“

Ihr Freund Degenhardt hat mir bereits erzählt ... In das Antlitz des Leutnants stieg ein heißes Rot.

„Degenhardt ist mein bester Freund“, unterbrach er den Oberst. „Ich würde ihn sonst nicht gebeten haben, Herr Oberst ...“

„Ich weiß, Pleiersheim“, lächelte Trestow. „Wie denken Sie sich denn die Sache, Mann Gottes?“

„Keine Ahnung, Herr Oberst. Ich weiß nur, daß ich Fräulein Werner liebe und heiraten werde auf jeden Fall.“

Aber Trestow's ernstes Gesicht huschte ein Lächeln. War es damals nicht ebenso gewesen? —

„Sie werden sich versehen lassen müssen, Pleiersheim.“

„Nein, Herr Oberst“, kam es fest und bestimmt über die Lippen des jungen Offiziers.

„Ich kann Ihnen aber den Konsens nicht geben. Bedenken Sie doch, Pleiersheim, was würde Hoheit sagen, wenn unter den Offiziersdamen der Gardeulanen eine Komödiantin wäre.“

„Herr Oberst!“ Der Leutnant war aufgesprungen.

Wieder huschte das leise, melancholische Lächeln über das Gesicht des Kommandeurs. Genau so war es gewesen. Genau! Nur war er damals hitziger gewesen. Er hatte den Degenknäuf gefaßt.

„Ruhe, Pleiersheim!“ gebot er. „Mir liegt jede Beleidigung fern. Sie werden mir das glauben. Bitte, setzen Sie sich. Haben Sie nicht früher selbst dieses Wort gebraucht, ohne an etwas Böses zu denken? Und übrigens: an einer Ellinor Werner prallt ein solches Wort doch wirkungslos ab. Ich kenne die Dame Ihres Herzens.“

Er reichte dem Leutnant die Hand. Dessen Augen leuchteten. Lächelnd fuhr der Oberst fort:

„Denken Sie an die Damen Ihrer Kameraden. Sie würden Ihre Gemahlin über die Schulter ansehen.“

„Ich denke, der Name derer von Pleiersheim ist klugvoll genug, um Fräulein Werner unbedingte Anerkennung zu verschaffen.“

„So wenig kennen Sie die Welt! Nein, mein Lieber. Bringen Sie den Damen die Tochter eines hohen Militärs. Mag sie noch so häßlich und launisch, mag sie hundertmal bürgerlich sein. Honigsüß sind die andern. Die geringste Beleidigung Ihrer Frau könnte ja dem Avancement des eigenen Gatten zum Nachteil werden. Mag sie Ihre Frau tyrannisieren wie sie will, sie ist immer: die reizende Frau Leutnant von Pleiersheim. Oder kommen Sie gar mit einer Gräfin. Da ist's die Eitelkeit, die die anderen freundlich sein heißt. Gelegentlich eines Remens Ihrerseits könnte Ihre Frau doch mal für die Woche geknipst werden. Da wäre es doch nett, wenn man unter dem Bild lesen könnte: Frau von Pleiersheim, geborene Reichsgräfin Soundso im Gespräch mit Frau von Soundso. Ja, so ist es, mein Lieber. Aber eine Schauspielerin. Eine Frau, die einer anderen „Masse“ angehört. O nein! Da hüllen sich die edlen Weiber in eine unurchdringliche Wolke dummen Stolzes ein. Niemals würde es dieser Dame gelingen, bei uns als gleichberechtigt betrachtet zu werden. Mag sie noch so schön, mag sie noch so gütig sein. Man würde sie als einen Eindringling betrachten, der mit jedem Fuß in eine „geschlossene Gesellschaft“ hineinschlüpfte. Man würde sie mit schonungsloser Brutalität zurücksetzen, wo man zur könnte, um ihr zu zeigen, daß sie nicht dorthin gehört.“

„Was kümmert's uns. Wir sind uns selbst genug.“

„Menschen, lieber Pleiersheim, wirkliche Menschen sind sich immer selbst genug. Aber ... aber ... Ich kann Ihnen den Konsens nicht geben. Lassen Sie sich doch versehen.“

„Nein! Ich heirate Fräulein Werner, Herr Oberst. Und wenn ich mir vom Herzog selbst die Genehmigung holen soll.“

„Warum wollen Sie sich eigentlich nicht versehen lassen?“

Der Leutnant errödete.

„Nun?“ drang der Oberst.

Sie schwiegen ... Nachdenklich ... Alle beide. Bis der Leutnant das Wort nahm.

„Ich mag nicht“, sagte er. Weiter nichts.

„Warum nicht?“ fragte der Oberst. Und als der andere nicht antwortete, fuhr er fort:

„So will ich es Ihnen sagen. Weil Sie zu eitel sind. Sie mögen nicht zum Train! Nicht wahr?“

Der Leutnant schwieg. Trestow lächelte.

„Na ja. Gehen Sie zum Herzog. Vorher aber lassen Sie sich noch eine kurze Geschichte aus dem Leben eines alten, pflichtgetreuen Soldaten erzählen. Dann mögen Sie tun, was Sie wollen. Vielleicht ziehen Sie dann eine Lösung vor, an die Sie jetzt noch gar nicht denken. So! Da nehmen Sie noch eine Zigarette. Es läßt sich besser plaudern. Und nun hören Sie mal zu.“

In einem kleinen Städtchen war's; unweit der Grenze. Es gab nicht viel Abwechslung dort für die Offiziere des Ulanenregiments. Da kam eines Tages ein junger Leutnant mit einer großen Überraschung ins Kasino.

„Kinder“, sagte er, „im ‚Casé Matia‘ konzertiert eine böhmische Damentapelle. Schöne Weiber. Feine Musik.“

Das war ein Hallo! Man beschloß sogleich, sich dort abends zum Dämmerstopp einzufinden und die Kapelle zu hören.

Man ging. Es war eine jener vielen Kapellen, die die deutschen Lande durchziehen. Hübsche, ehrenwerte Mädchen, die unter der Leitung eines Herrn musizieren. Und das konnten sie. Der Meid mußte es ihnen lassen. Vor allem ein schönes, junges Weib mit schwarzem Haar und dunklen, seelenvollen Augen, das die erste Geige spielte.

Die Ulanen waren entzückt. Man beschloß, häufiger das Casé zu besuchen. Dies geschah. Täglich sah man einige Offiziere dort sitzen. Immer war ein kleiner Leutnant dabei. Oft saß er allein dort und verfolgte mit heißen Blicken das schöne Weib, das auf der Violine eine Meisterin war.

Eines Tages sagte er sich ein Herz. Schüchtern bat er sie um ein Stelldichein. Doch lachend wies sie ihn ab. Er aber warb weiter um ihre Gunst und endlich erhörte sie ihn.

Um einen Spaziergang hatte er sie gebeten. Zögernd hatte sie zugefagt und war gekommen.

Ein herrlicher Maienitag war's. Rings blühten die Blumen, grüntem die Bäume. In den Lüften jubelten die Lerchen und sangen ihre herrlichen Weisen. Aber dem All lag die Sonne und hüllte Feld und Flur in eine lichte Goldflut ein.

Durch die lachende, frühlingsatmende Welt schritten sie dahin. Eitel Glück und Wonne im Herzen. Erzählten einander von ihrer Kindheit Tage, plauderten von Liebe. Und der Liebesgott spannte den Bogen und schoß ihnen den Pfeil ins Herz, daß es aufstammte in seliger Liebesglut.

Sie liebten einander. Doch das Mädchen schalt sie Toren. Wie könnten sie sich angehören. Standesunterschiede machte es geltend, sprach hin und her. Doch der Mann schloß ihm lächelnd den Mund mit Küssen. Und glücklich waren sie und froh.

Langsam reiste in dem jungen Leutnant der Plan, dieses Mädchen an sich zu fetten fürs Leben. Er zog seine Wanka an, setzte den Tschapka auf und ging zum Oberst. Der hörte ihn ruhig an, lachte hellauf, als der junge Offizier geendet hatte. Sprach das berühmte Wort vom Umdrehen der Ahnen in den Gräbern, weigerte sich, den Konjens zu geben, schlug Verzehung vor.

Da trat die Eitelkeit in Tätigkeit. Dieser Strohalm kitzelte den jungen Menschen. Das geliebte Regiment verlassen! Zum Train verjezt werden! Nein. Niemals! Nicht um das herrlichste Weib der Erde. Unschlüssig sah ihn der Oberst vor sich stehen und schmiedete das Eisen, solange es warm war. Und der Tor gab seinem Kommandeur das Ehrenwort, jenes Mädchen nie wiederzusehen, nie mehr in die dunklen, seelenvollen Augen zu schauen. Er hat es gehalten.

Eines Tages aber wäre er fast ein Wortbrüchiger geworden. Sein Freund kam zu ihm. Marie, so hieß jenes Mädchen, hatte ihm viele Grüße aufgetragen. Und angeschaut hat sie mich, kleiner. So traurig und so lieb. Ja, ja, Kasse hat sie. Kasse und ein Herz'.

Da barg der ‚Kleine‘ stöhnend den Kopf in die Hand. Sein Herz bäumte auf in wildem Weh. Aber sein Ehrenwort hat er gehalten. — Doch sein Leben war ein Nichts seit jener frohen, seligen Liebeszeit. Er suchte und suchte nach dem Glück. Er fand es nicht. Ein Einsamer ist er geworden. Ein Pflichtmensch. Und heute, lieber Pleiersheim, ist er der Oberst der Gardeulanen.“

Trestow schwieg. Stumm schaute der Leutnant seinen Kommandeur an.

„Es war eine kurze Spanne Zeit“, fuhr der fort, „da ich das Glück genoß, von einem Weibe geliebt zu werden. Von einem

Weibe, das rein war und weiß wie frischgefallener Schnee — edel und gut. Edler und besser als viele Damen der sogenannten ‚Gesellschaft‘. Ein Weib, das mir das höchste Glück auf Erden hätte geben können. Ich wies jenes Glück zurück, weil ich zu eitel war, die Wanka mit dem Rock des Trainoffiziers zu vertauschen. Wie oft habe ich es bereut. Sie stehen heute vor derselben Frage, lieber Pleiersheim. Doch der Fall liegt bei Ihnen wesentlich anders. Sie sind unbeschränkter Herr Ihrer selbst. Handeln Sie danach! Ersparen Sie sich Demütigungen, die Sie nicht nötig haben, zu erleiden. Reichen Sie dem Glücke die Hand. Sie wissen, daß Ihnen eine brillante Karriere winkt. Sie werden weiter kommen. Sie haben das Zeug dazu. Aber“ — hier wurde die Stimme des Obersten seltsam weich — „es wäre traurig, wenn Sie dereinst einem jungen Leutnant dieselbe Geschichte erzählen müßten, die Ihnen heute ihr alter Regimentskommandeur erzählte.“

Draußen zwitscherten die Buchfinken.

„Wie glücklich sind die kleinen Tierchen“, fuhr der Oberst fort. „Da sitzen sie traulich zusammen und sonnen sich an ihrem Liebesglück, das einen kurzen Sommer währt. Es genügt ihnen. Ein Mensch aber braucht mehr als ein Sommerglück.“

„Herr Oberst! Ich ... ich danke Ihnen“, sagte der Leutnant warm.

„Haben Sie mich verstanden, Pleiersheim?“

„Jawohl, Herr Oberst.“

„Schön. Nun gehen Sie zum Herzog. Doch erhoffen Sie nicht zu viel.“

Leutnant von Pleiersheim war gegangen. Trestow schaute nach dem Buchfintenpärchen aus.

„Ein Mensch braucht mehr als ein Sommerglück“, murmelte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

Einige Wochen später wurde in der alten Petrifirche ein glückstrahlendes, junges Paar getraut.

Es war der Leutnant a. D. Bodo Siegfried von Pleiersheim und die Komödiantin Ellinor Werner.

Und der Oberst von Trestow führte sie zum Traualtar. —

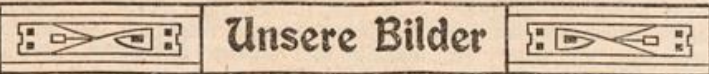
Bodo Siegfried von Pleiersheim hat nie bereut, daß er damals im Mai nicht zum Herzog ging, um sich die Genehmigung zu seiner Vermählung einzuholen. Wenn der Oberst von Trestow mit seinem Adjutanten, dem Oberleutnant Degenhardt, zu ihm auf sein Gut zur Jagd kommt, dann leuchten die Augen des alten Herrn freudig auf und er ist fröhlich in dem gastfreien Hause, in dem das Glück wohnt, das er sein Leben lang vergeblich sehnend gesucht.

Gönne deinem Kinde Ruhe!

In den ersten beiden Lebensjahren ist für die gesunde geistige Entwicklung des Kindes Ruhe die Hauptbedingung. Im ersten Jahre soll die Mutter das Kind nicht zuviel herumtragen und sich mit ihm beschäftigen. Das kleine Wesen hat schon genug damit zu tun, die Eindrücke seiner nächsten Umgebung auf sich wirken zu lassen. Durch vieles Verwarten erschwert sich die Mutter unnötig die Pflege des Kindes, ohne ihm einen Dienst damit zu tun. Im zweiten Lebensjahre setzen tüchtige Eltern oft ihren Stolz darein, dem kleinen Kinde so früh wie möglich einige Worte und Kunststücke beizubringen. Viel unnötiger Ballast wird so in das Kinderköpfchen hineingepropft und der Geist, der schon mit der Erfassung der Sprache eine Riesearbeit zu leisten hat, überbürdet.

Woher kommt es, daß gerade die Erstgeborenen, denen nicht so schnell Geschwister folgen, oder die einzigen, so häufig frühreife, nervöse Kinder sind? Zum Teil ist wohl die Ursache darin zu suchen, daß Eltern, Verwandte und Bekannte sich zuviel mit dem Kinde abgeben. Die Mutter sollte nicht versuchen, durch frühzeitiges Nachgraben das Wachstum der kleinen Menschenpflanze zu stören, sondern geduldig warten, bis sich von selbst die ersten Keime zeigen. Dem Kinde eine schöne, friedliche Umgebung zu schaffen, darin es in Freiheit, Unbefangtheit und Ruhe aufwachsen kann, und im übrigen ruhig die Natur ihren Gang gehen zu lassen, das ist das große Geheimnis der Erziehung.

Gertrud Westphal.



Aus dem Gouvernement Suwalki. Die glänzenden Siege des Generalobersten v. Hindenburg und die Verfolgung der geschlagenen russischen Armeen führten zu der Besetzung des Gouvernements Suwalki durch die deutschen Truppen, die erneute russische Vorstöße bei Suwalki und Augustow mit großen Verlusten für die Russen zurückschlugen. Unsere Aufnahmen zeigen die von den Deutschen besetzte Gouvernementshauptstadt Suwalki. Das Gouvernement weist denselben landschaftlichen Charakter wie Ostpreu-

fen auf; es hat 800000 Einwohner, darunter 40000 Deutsche, und umfaßt zehn Städte, die allerdings stark vernachlässigt sind und sich in demselben Zustand befinden, wie alle russischen Kleinstädte. Das Gouvernement umfaßt 12319 qkm, ist also beinahe so groß wie das Königreich Sachsen.

Der jüngste Ritter des Eisernen Kreuzes ist der sechzehnjährige Fähnrich Günther Paulus, der zurzeit im Krankenhaus in Wiesbaden liegt. Er ist der Sohn des Kaufmanns Paulus in Magdeburg und hat sich in mehreren Gefechten ausgezeichnet.

Prof. Dr. Eugen Mühlmann, wurde von der deutschen Regierung nach Amerika entsandt, um Aufklärung über die Vorgeschichte des Weltkrieges und über die Haltung Deutschlands zu verbreiten. Der Breslauer

Gemeinnütziges

Peterfilienskartoffeln. Frische Kartoffeln kocht man in der Schale, gibt reichlich frische Butter und feine Petersilie darüber und schwenkt sie gut um, so daß jede Kartoffel mit Butter und Petersilie überzogen ist.

Meerrettich darf im Winter nicht zu warm und trocken aufbewahrt werden, da er dann welk wird und auch an Güte verliert. Besser ist es, ihn im Freien zu belassen und nur mit Laub oder Dung etwas zu bedecken, um auch bei Frost den Bedarf einholen zu können.

Ein Brief von ihm . . . Kunde über ihn . . .

Ein Brief von ihm nach endlos langen Tagen,
O Gott, — Welch Glück, — ein Brief von seiner Hand,
Vom teuren Gatten heut ein Lebenszeichen,
Der fern der Heimat weilt in Feindesland.

Die Hand der jungen Frau, sie zittert leise,
Ihr Herz klopft laut, als sie die Zeilen liest,
Die Augen feuchten sich, sie kann's nicht hindern,
Daß eine Träne auf das Briefblatt fließt.

„Wohl und gesund“, — die Hände muß sie halten,
Ach, diese Stelle liest sie vielemal,
Dank gegen Gott erfüllt ihr Herz und Seele —
Nun ist vorbei der Ungewißheit Qual.

Da wird die Türe ungestüm geöffnet,
Ihr kleiner, blonder Bube stürmt herein,
„Ach, Mutter, hast du einen Brief vom Vater?
Wird denn der Krieg nicht bald zu Ende sein?“

Und diesen Fragen folgen noch gar viele,
So wissbegierig ist der kleine Mann, —
Die Mutter küßt sein rotes Plaudermündchen,
Dann gibt sie Antwort ihm, so gut sie kann.

„Komm,“ sagt sie schließlich, „laß zu Gott uns beten,
Daß Vater er beschützt zu jeder Frist,
Und daß der große Tag nicht allzuferne,
Wo endlich wieder heil'ger Friede ist.“

Und wieder kommt ein Brief ins Haus geflogen,
Doch stammt er dieses Mal von fremder Hand,
Die junge Frau liest stumm mit starren Blicken
Die Unglücksbotschaft, die man ihr gesandt.

„Verwundet“ heißt es, „ziemlich schwer verwundet,“
Sie ahnt sogleich, daß schlimm es mit ihm steht,
Und doch kann sie ihm keinen Dienst erweisen,
Als still die Hände falten zum Gebet.

Die dritte Nachricht ist die Todeskunde, —
Die junge Frau gleicht einem Bild von Stein,
Daß er nicht wiederkehrt, — sie kann's nicht fassen,
Mit allem Glück soll es vorüber sein.

Doch nein, nicht ganz, sein Kind ist ihr geblieben,
Sein Ebenbild, — ihr lieber, kleiner Sohn, —
Fast hätt' im tiefen Schmerz sie ihn vergessen,
Nun kniet sie auch an seinem Bettchen schon.

Voll Andacht schaut sie auf den holden Schläfer —
Die Wangen glühn, — das süße Mündchen lacht,
Und seine erste Frage gilt dem Vater,
Als unter ihrem Kusse er erwacht.

„Dein Vater, — er ist tot, — nie kehrt er wieder,
Er fiel im Kampf fürs Vaterland als Held . . .“
Still ist's im Zimmer, — draußen klatscht der Regen,
Und nach wie vor füllt Kriegslärm rings die Welt.

Matha Grundmann, Lommahisch.

Gelahrte, der mehrere Jahre in Nordamerika lehrte, ist ein genauer Kenner der dortigen Verhältnisse.

Ein österreichisches Motorgeschütz in der Brüsseler Artilleriekaserne. Die 32 cm-Motorbatterien, die Österreich-Ungarn der deutschen Armee zur Verfügung stellte, haben bei der Beschließung von Namur, Longwy und Maubeuge infolge ihrer riesigen Durchschlagskraft vorzügliche Dienste geleistet.

Allerlei

Eine Auidige. Gnädige (zur Köchin): „In der Speisekammer sind jetzt so viele Käse: haben Sie etwa Ihre Verlobung aufgehoben, Zette?“
Gemütlich. Ein Kaufmann hat mit seinem Pieseranten eine sehr erregte telephonische Auseinandersetzung, wobei er unterbrochen wird. Nach der Störung fragt er weiter: „Wo waren wir doch gleich stehen geblieben?“ — „Lump hatten Sie zuletzt gesagt!“

Ein echter Höflich. Napoleon Bonaparte erzählte auf St. Helena eines Tages folgende Anekdote vom Ludwig XV. Letzterer fragte bei einem Leber einen Höflich, wie viele Kinder er habe. Dieser antwortete: „Vier, Sire!“ Der König hatte denselben Tag noch dreimal Gelegenheit, ihn zu sprechen, und stellte immer wieder dieselbe Frage, die der Höflich jedesmal mit: „Vier, Sire!“ beantwortete. Endlich abends beim Spiele fragte der König abermals: „Wie viele Kinder haben Sie?“ — „Sechs, Sire“, antwortete der Höflich. „Was Teufel,“ entgegnete der König, „ich dachte, Sie hätten mir nur von vier Kindern gesagt!“ — „Wahrhaftig, Sire, ich befürchtete, es möchte Ihnen zu langweilig sein, wenn ich immer vier Kinder erwidern wollte.“

Die Kaiserin Theresie von Brasilien wohnte bei einem Aufenthalt in Frankreich einem Feste in Cannes bei. Verwundert darüber, daß die Kaiserin nur einen einfachen Schildpattfächer trug, fragte sie eine Dame der Gesellschaft, warum sie nicht für ihre Fächer das farbenprächtige Gefieder brasilianischer Vögel benutze. Lächelnd erwiderte die Fürstin: „Auch ich liebe diese herrlichen Federn, aber sie entzünden mich nur am Körper der kleinen Vögel, die lustig auf den Palmen meines Gartens umherfliegen.“

Biegen nehmen das aus ihrer Krippe genommene Heu nur dann wieder an, wenn man es ein paar Tage an die freie Luft bringt. Sonst weihen sie Futter, das ihre eigene Ausdünstung aufgenommen hat, zurück.

Auflösung.
A D E N
E L I S
H E B E
N O L A

Albanien.

Blumentrost wird bis Januar sehr gut aufbewahrt, indem man zuerst Papier, sodann die Blätter über die Blume schlägt und die Köpfe an frostfreierem Ort in Land eingräbt.

Problem Nr. 119
Von Dr. E. Balkosta und J. Ort.
Schwarz.



Logogriph.
Den Räuber, mer', den Keinen,
Nenn' dir mit W das Wort;
Mit K such' bei den Steinen
Im Bach, am Wege dort.
Julius Jald.

Buchstabenrätsel.
Ich lieb' es, in der Luft zu schaukeln,
Gar leichtbeidwingat umherzugaukeln;
Laut 1, 2, 3 verwandle du:
Ein munt'rer Fisch werd' ich im Nu;
Nimm wieder anders 1, 2, 3:
Ein Tier mit Hörnern bringat herbei.
Melitta Berg.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Muß es sein, so schid dich drein.

Alle Rechte vorbehalten.